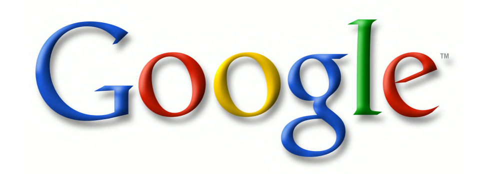
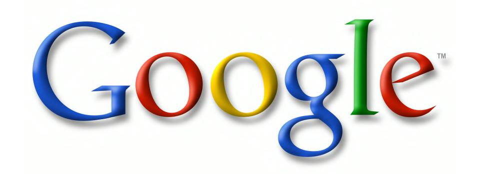






C LIBRARY
6266
Pflanzer
Jahre Pflanzer
und Kaufmann
in Niederländisch-Indien
von
Ernst Ellendt
Verlag Dr. Franz






THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN

Ernst Ellendt

23 Jahre Pflanzer und Kaufmann in Niederländisch-Indien

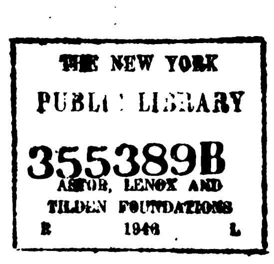
Ernst Ellendt

23 Jahre Pflanzer und Kaufmann in Niederländisch-Indien

mit 41 Abbildungen
und 1 Karte



Berlin-Friedenau
Dr. Franz Ledermann





I. Teil

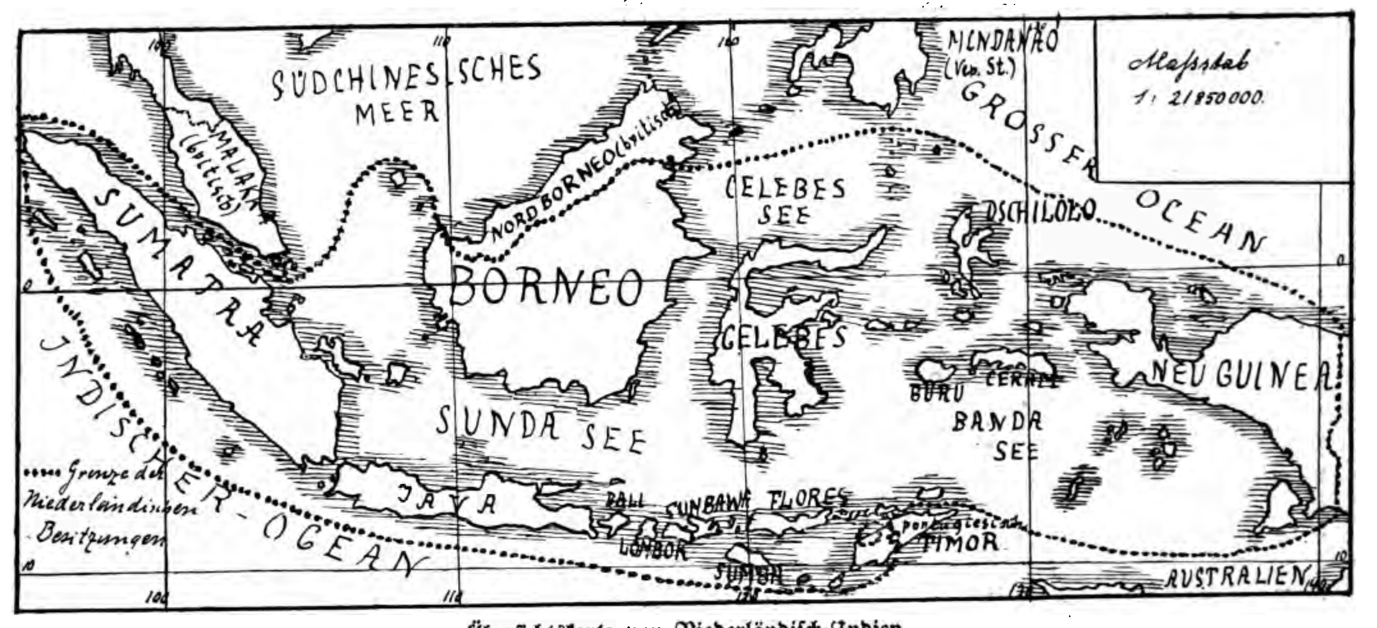
Land und Leute



Allgemeines.

Wenn man einen Atlas zur Hand nimmt, so ersieht man daraus, daß Niederländisch Indien zwischen dem 10. Grade südlicher und nördlicher Breite liegt und sich von Osten nach Westen vom 95. bis 135. Grade ausstreckt. Es gehört also zu den tropischen Ländern. Alle Kulturgewächse als: Zucker, Kaffee, Tee werden hier kultiviert und nicht in letzter Linie die Kokos-Palme (Cocos nucifera). Indien ist hauptsächlich Agrarstaat und darauf sind auch die hiesigen Banken zugeschnitten. Sonst spielt noch eine Rolle die Gewinnung von Petroleum mit seinen Beiprodukten, Gold und Kohle. Ebenso kommen Edelsteine in sehr guter Qualität vor. Die Kultur von Kautschuck hat vor kurzer Zeit, hauptsächlich Dank dem englischem Kapital, einen ungeahnten Aufschwung genommen.

Mit einem Wort, man kann sich beinahe keinen Bergbau-Betrieb oder keine Tropen-Kultur denken, die hier nicht lohnend betrieben wird. Nur schade, daß der Holländer und seine Regierung im allgemeinen nicht genügend Unternehmungsgeist besitzen und die Hände zu sehr auf ihrem Geldbeutel halten, um die Riesenschätze, die noch heute im Boden schlummern, nutzbringend zu verwenden. Es zeigt sich daher in der letzten Zeit das Be-



Übersichtskarte von Niederländisch-Indien

streben auch auswärtiges Kapital heranzuziehen und dabei haben wieder die Engländer ein gutes Beispiel gegeben.

Von der hiesigen Regierung kann man jedes Entgegenkommen erwarten, da sie ehrlich die Politik der offenen Türe betreibt. Ja sie geht sogar noch weiter und öffnet Ausländern gerne Niederländisch-Indien, wenn sie daraus auch nur einen geringen Vorteil für Indien erwarten kann. Das europäische Kapital braucht in keiner Weise zu fürchten, belästigt zu werden. Die Beamten, besonders die höheren, kommen jedem in der freundlichsten Weise entgegen und unterstützen jeden, der hier durch kaufmännische Tätigkeit oder durch die Anlage von Bergwerken usw. Geld zu verdienen trachtet.

Nach einer Frist von nur 5 Jahren ist auch jeder Ausländer Wähler und kann ebensogut wie die Holländer in den Gemeinderat gewählt werden. Diese Wahlen beziehen sich vorläufig nur auf die Stadtverordneten, da ein Parlament in Indien noch nicht besteht. Aber auch dieses wird wohl in nicht mehr allzulanger Zeit ganz sicher auch geschaffen werden. Die Wahlen zu der Stadtverordneten-Versammlung finden erst seit einigen Jahren statt. Als die Regierung einsah, daß es mit dem rein autokratischen, zentralen Regime nicht mehr weiter ging, gab sie endlich dem Drängen des Volkes nach und stellte vorläufig wenigstens ein Surrogat einer Volksvertretung her. Wenn ein Fremder sich hier im Lande niederlassen will, sind die Formalitäten dafür sehr einfach. Auf Anfrage erhält er vom Resident, dem höchsten Beamten einer Provinz, eine K a r t e und damit ist die Sache erledigt. Der Ausdruck: „Ingezetene“ von Niederländisch-Indien drückt aus, daß man die Rechte eines Bürgers besitzt und daß man dadurch auch das Recht hat Land in Erbpacht zu beanspruchen, wobei man als Ausländer von den in den größeren Städten sehr lästigen „Schuttery“ Dienst, etwa entsprechend unserer Bürgerwehr aus der guten, alten Zeit, doch frei bleibt.

Auch hier gilt die alte Regel, daß man von der Polizei nicht belästigt wird, wenn man den Gesetzen des Landes gemäß lebt und Ruhe als die erste Bürgerpflicht betrachtet. Übrigens ist die Polizei, trotz aller Reformen, hier nicht hervorragend. Das Niederländische Staatsgrundgesetz verbürgt jedem ein — im

allgemeinen — größeres Maß persönlicher Freiheit als man in Deutschland gewöhnt ist, und man kann hier so frei von der Leber wegreden wie, glaube ich, in wenigen Ländern, selbst England nicht ausgenommen.

Niederländisch-Indien wird im Namen der Königin der Niederlande von einem Generalgouverneur mit wahrhaft königlichen Machtbefugnissen und Einkünften regiert, der zusammen mit dem „Raad van Niederländisch-Indien" regiert und auch das Recht besitzt gegen einheimische Fürsten Krieg zu erklären, welches Recht öfters ausgeübt wird. Ganz Indien ist jetzt der Regierung unterworfen und die kleinen Potentätchen, die noch etwa eine gewisse Selbständigkeit besitzen, müssen schließlich doch tun, was die Regierung oder deren Vertreter befiehlt. Nach der Regierung der sehr energischen Gouverneure van der Wyk und van Heutz wagt keiner mehr zu mucken, da diese beiden Gouverneure mit einzelnen, die sich widersetzlich zeigten, sehr schnell fertig wurden. So wurden in den letzten Jahren Atjeh, Celebes und Borneo, Lombok, Flores usw., wie man hier sagt „pazifiziert", wobei die kleinen Fürsten, hier Radja genannt, meistenteils ihren Widerstand gegen die Regierung mit dem Leben büßten. Wenn sie aber lebend in die Hand der Regierung fielen, wurden sie nach fernen Eilanden verbannt, wo sie unter fortwährender Kontrolle stehen ohne die Möglichkeit wieder nach ihrer Heimat zurückzukehren. Zur großen Ehre der holländischen Offiziere und Beamten will ich hier ganz ausdrücklich erwähnen, daß unnötige Grausamkeiten äußerst selten vorkommen, aber daß man, wen man einmal in den Händen hat, nicht so schnell wieder los läßt. Außerdem kann man deutlich sehen, daß, wenn einmal die lästigen Potentaten entfernt sind, Handel und Wandel unter der Regierung der holländischen Beamten sehr schnell aufblühen. Leider krankt auch hierbei die Regierung an Mangel von tüchtigem Menschenmaterial, da der Holländer zu schollenfest ist und lieber bei Muttern zu Hause bleibt, als nach Indien zu gehen, wo ihm ein gutes Gehalt, gute Beförderung und ein ausgiebiges Leben winkt. Die Regierung hat sich daher mehr, glaube ich, der Not gehorchend als dem eignen Trieb, dazu entschließen müssen, fremde Doktoren, Ingenieure, Oberförster usw. anzuwerben (haupt-

sächlich Deutsche, Schweden und Dänen) um diesen Mangel zu ergänzen. Statt studierte Verwaltungsbeamte anzustellen, muß sich die Regierung in den Besitzungen außerhalb Javas vielfach mit früheren Offizieren und anderen Beamten behelfen und diesen Länder zur Verwaltung anvertrauen, die größer sind als ein preußischer Regierungsbezirk. Ich will hier noch darauf hinweisen, daß diese Offiziere, ja selbst frühere Unteroffiziere, ihr Amt nicht allein zur Zufriedenheit der Regierung, sondern auch des Publikums verwalten. Als der oben erwähnte Gouverneur van Heutz mit eiserner Hand in manche faule Zustände eingriff und sehr energisch Ordnung schaffte, schrieen die holländischen Zeitungen gleich über „Säbelgerassel", weil van Heutz früher Offizier war. Der Holländer ist nun mal kein Soldatenfreund. Nur wenn die militärische Macht als rettender Engel auftritt, wird der Soldat mit offenen Armen empfangen. Van Heutz kehrte sich glücklich nicht an das Schreien der Krämerseelen und Zeitungsschreiber*).

Die Sicherheit der Person ist überall in Indien genügend gesichert. Selbstverständlich werden hier wie überall von einzelnen Personen Raubzüge unternommen, die aber nur in sehr seltenen Fällen zu Aufständen ausarten. Selbst in dem früher so gefürchteten Atjeh ist jetzt die Ruhe beinah vollständig. Man kann dort ruhig mit einer Reitgerte in der Hand spazieren gehen, wo früher keine 3 Battaillone Infanterie durchdringen konnten. Ebenso ist es jetzt in Celebes und Borneo.

Leben der Europäer in Indien.

Die Kleidung, die der Kaufmann und Pflanzer hier gewöhnlich trägt, besteht aus weißer Drillhose, geschlossener Jacke, weißem Hut und Schuhen von gleicher Farbe. Nur des Abends zieht man sich mehr europäisch an. Ja man macht seine Visiten in den Abendstunden selbst in Frack oder Gehrock, mit steifem Hemd und Kragen. Dieses Experiment ist für mich stets ein Stein des

*) Die größten Zeitungen sind hier: „De Lokomotief", „Java Bode" und „Soerabaiasch Handelsblad".

Anstoßes und des Ärgernisses gewesen. Zu Hause trägt man sich aber sehr legère in Schlafhose und dünner Jacke. Vielfach werden jetzt zu Hause Pyamas getragen. Die Damen gebrauchen den Sarong (das lange inländische Lendentuch) und ebenfalls eine Jacke, hier Kabaja genannt. Auch bei dieser Kleidung kann großer Luxus entwickelt werden, da ein schöner Batick-Sarong wohl bis 200 Gulden kostet.

Die Mittagstafel in Indien besteht meistenteils aus der hier sehr beliebten Reisgericht, aus gedämpftem Reis, mit scharfen Saucen, gebratenem Huhn, Dengdeng (getrocknetem Fleisch) und tausenderlei Beigerichten, in denen die einheimischen Köchinnen eine große Virtuosität entwickeln. Zum Schluß werden Früchte serviert, worunter Mnagistan, Pisang, Ananas und Manga den Hauptplatz einnehmen. Die einen pestilenzialen Geruch verbreitende Durian (trotzdem von vielen vergöttert) kann man nach meiner Meinung nur in einem Chambre separé verzehren, da der Geruch alle Nichtverehrer unweigerlich zum Hause heraustreibt. Der Geruch von altem Limburger Käse ist nach meiner Meinung bei weitem vorzuziehen. So viele Früchte aber auch hier zu finden sind, keine einzige läßt sich vergleichen mit einem schönen Apfel oder Birne. Geschmack und Aroma bleiben weit hinter den europäischen Früchten zurück.

Die Wohnungen sind hier meistens sehr weitläufig auseinander gebaut, stehen öfters in großen Gärten und werden nur von „einer" Familie bewohnt. Die Städte nehmen denn auch einen viel größeren Raum ein als die von Europa. Küche und Badezimmer befinden sich stets in den Nebengebäuden. Besonders die Häuser älteren Stils sind sehr weitläufig gebaut. Damals waren eben die Preise für Grund, Material und Arbeitskräfte sehr viel billiger als jetzt und man konnte sich daher wohl den Luxus gestatten, sich hübsch auszubreiten. Jetzt liegt die Sache aber schon ganz anders! Während man früher in den großen Städten 0,25 bis 1,00 für den Quadratmeter zahlte, werden jetzt dafür 5,00 bis 10,00 Gulden verlangt, ja in günstigen Geschäftsgegenden sind 100,00 nicht mehr außergewöhnlich. Die neuen Stadtviertel in den großen Plätzen wachsen wie Pilze in die

Höhe und überall herrscht eine riesige Bauwut, die die Preise von Grund und Material sehr in die Höhe treibt.

Die Hotels sind im allgemeinen recht gut. Ich nenne nur in Batavia: „Hotel des Indes“, „Nederlanden“, in Semarang „Hotel du Pavillon“ und in Soerabaia das ganz moderne „Oranje Hotel“. An die Küche und die malaiisch sprechende Bedienung muß man sich allerdings erst gewöhnen. Man zahlt hier alles in allem 5,00 bis 10,00 G. pro Tag, Verpflegung einbegriffen, also keine hohen Preise. Selbst in sehr kleinen Plätzen im Innern des Landes findet man Logiergelegenheit, die wohl etwas primitiver ist, aber immerhin ganz erträglich. Manche dieser Hotels im Inneren des Landes werden von der Regierung subsidiert.

Die Betten in Indien sind aber über jeden Zweifel erhaben. Ein Bett von 2 × 2 Meter, so daß man es sich auf seine Weise sehr bequem machen kann, findet man hier überall. Die Unterlage ist eine Matratze mit Baumwolle (kapok) gestopft, mehrere Kissen, dazu die hier so beliebten Rollkissen, die man des Nachts liebevoll mit den Beinen umklammert. Auch die bekannte holländische Reinheit hat man auch hier glücklicherweise übernommen. Das Bett wird umgeben durch ein Moskito-Netz, das besonders in den Küstenstrichen ein unentbehrliches Attribut des Bettes ist.

Welcher Unsinn von Reisenden, die ihre Nase mal nach Indien hereinstecken, über dieses schöne Land verbreitet wird, ist manchmal unglaublich. So las ich in einem Buch von einem bekannten deutschen Reisenden, der, glaube ich, 3 ganze Tage in Batavia blieb, aber doch sein Urteil darüber abgeben wollte, daß dort überall kleine Wachhäuser ständen, dicht besetzt mit Eingeborenen, bewaffnet mit hölzernen Gabeln, allein zu dem Zweck, die sogenannten Amockläufer abzufangen. Diese Geschichte ist mir immer so vorgekommen, als die mit dem gezähmten Krokodil. Ein ulkiger Herr hat die Geschichte dem Reisenden als Riesen-Bären aufgebunden und der Herr hat sie auch geglaubt. In der Tat bestehen die Wachhäuser noch und wurden auch früher von Eingeborenen unter Aufsicht der Polizei besetzt aber nicht nur zum Zweck, um Amockmacher abzufangen, sondern nur für den allgemeinen Wachdienst. Daß das sogenannte Amockmachen mal vorkommt bestreite ich nicht, aber wenn es einmal im Jahre

passiert, dann ist es sehr viel. Ich habe es in 22 Jahren nur einmal gesehen. Amockmacher sind meistenteils durch Opium und Wut berauschte Individuen, die mehr Kranke als Verbrecher sind, aber in ihrem Rausch alles zu töten trachten, was ihnen in den Weg kommt. Sie werden ganz mitleidslos getötet. Leider haben sie meistens erst mehrere Schlachtopfer.

Nach meinen hier gemachten langjährigen Erfahrungen ist das Leben unter den Palmen lange nicht so ungesund, als man in Europa wohl im allgemeinen annimmt. Ich glaube, daß das ganze Geheimnis des Gesundbleibens in einer absolut regelmäßigen Lebensweise liegt. Dann kann man es in den Tropen sehr gut aushalten, vorausgesetzt, daß man nicht zu alt ins Land kommt. 20—25 Jahre dürfte das richtige Alter sein. Fieber ist von einem starken Körper beinahe immer zu überwinden, aber wenn hier jemand an Bauchkrankheiten zu leiden beginnt und dieses Leiden chronisch wird, dann gebe ich ihm den guten Rat, so schnell wie möglich Indien den Rücken zu kehren.

Der mäßige Genuß von Alkohol ist wohl auch nicht so gefährlich, als die Herren Antialkoholisten es vorzustellen belieben. Ich kann die Versicherung geben, daß mir mein Whisky seit 22 Jahren gut geschmeckt hat und mir sehr gut bekommen ist.

Die für Eingeborene so verderbliche Cholera ist für die Europäer augenscheinlich in Indien weniger gefährlich, da verhältnismäßig wenige daran sterben. Wir Europäer leben eben viel hygienischer und nähren uns besser. Keine übertriebene Furcht vor der Krankheit ist sicher ein gutes Präservativmittel. Ich habe schon sehr viele Choleraepidemien erlebt, ohne auch nur einmal angesteckt zu sein. Der Eingeborene nimmt sich aber gar nicht in acht und ißt auch zu Zeiten von großen Epidemien ganz ruhig die von den Ärzten streng verbotenen Früchte weiter. Seit Soerabaia eine ganz ausgezeichnete Wasserleitung besitzt, ist die Cholera beinahe niemals mehr stark aufgetreten. Außerdem besteht jetzt Gelegenheit, sich gegen Cholera sowohl als gegen Pocken (dies letztere schon lange) impfen zu lassen.

Leider hat sich in der letzten Zeit auch die Pest gezeigt, hauptsächlich im Malangschen und Kedirischen. Die Regierung traf schnell recht strenge aber zweckmäßige Maßregeln, um das

weitere Umsichgreifen der Krankheit zu verhindern; Millionen von Ratten wurden gefangen, ganze Dörfer abgebrochen, die Ärzte waren unermüdlich tätig und halfen so gut sie konnten.

In vielen Städten sind militärische und auch zivile Hospitäler, die reinlich und praktisch eingerichtet sind. Es wird viel von der Regierung getan, um die Gesundheit der Einwohner zu verbessern und zu beständigen.

Java.

Wenn man von Java sagt, daß es der hellstrahlendste Edelstein in der Krone von Niederland ist, so hat das seine Richtigkeit, wenigstens vorläufig. Java hat alle Tropenkulturen bis jetzt in der größten Ausdehnung und Vollkommenheit. Man pflanzt hier: Kina, Tee, Reis, Kautschuk, Zucker, Kokos, kurz alles was man sich denken kann. Diese Unternehmungen ernähren tausende Europäer und Eingeborene und werfen für die Unternehmer oft Riesengewinne ab. Es ist gar nichts Seltenes, daß der Administrator einer Zuckerfabrik 60—80 000 Gulden allein an Tantieme einsteckt, natürlich außer seinem Gehalt. Die Teekultur hat im vergangenen Jahre märchenhafte Gewinne abgeworfen.

In dem Kapitel Eisenbahnen und Häfen werde ich verschiedene Mitteilungen über Java machen und will hier nur einiges über die Natur und das Volk sagen. Java ist an Naturschönheiten überaus reich, obwohl die Szenerien in Sumatra und Borneo wohl wilder und großartiger sind. Java wird schon jetzt häufig von europäischen Touristen besucht. Eine Reise durch die wirklich lieblichen Preanger Regentschappen mit ihrem fröhlichen und hübschen Volk ist allein schon eine Reise von Europa wert. An den Abhängen sieht man vielfach Kina-, Tee- und Kakao-Plantagen und Reisfelder, die in ihren großen terrassenförmigen Regelmäßigkeiten sich prächtig abheben gegen das tiefe Grün des Waldes. Ich habe, so oft ich auch die Reise machte, stets mit neuer Freude und Genuß mich umgesehen. Der Hintergrund wird gebildet durch die herrlichen Berge, die riesenhoch sich gegen den Himmel türmen.

Ost-Java mit dem berühmten „Djien-Plateau“ und der „Sandsee“ hat sicher ebenso große Naturschönheiten als West-



Landschaft auf Java

Java, nur ist die Natur wilder und trotziger. Die Gipfel der rauchenden Vulkane zeichnen sich scharf gegen den Horizont ab.

Das Volk, das dieses herrliche Eiland bewohnt, ist aber wie

alle östlichen Völker glaube ich, faul, indolent, nur das Heute bedenkend, niemals den kommenden Tag.

Jeder Javane ist ein geborener Diplomat. Ich werde später über die Bedienten und den Vorschußschwindel einiges sagen. Seine Fähigkeit, selbst eine unbestreitbare Tatsache doch noch umzudrehen, versteht sich zu seinem Vorteil, grenzt an das Fabelhafte. Die Herren Richter hier verrichten denn auch öfters eine Sysiphusarbeit. Klug ist der Javane nicht, voller Aberglauben, vielfach mehr Heide als Mohammedaner, hat wenig gelernt, ist da-



Djienplateau

bei konservativer als ein Ostelbier, besitzt öfters eine Portion Bauernschlauheit, die frappiert. Von seinen Landsleuten, besonders den im Geruch der Heiligkeit stehenden Hadjies, dazu Arabern, die ihm auch heilig sind, und von den Herren Chinesen wird er aber doch gründlich über das Ohr gehauen. Besonders der Bauersmann aus dem Innern des Landes leidet diesen Herren gegenüber geradezu an einer an Anbetung grenzender Ehrfurcht. Wenn ihm solch ein heiliger Mann den handgreiflichsten Blödsinn auftischt, dann glaubt er ihm. Es kommt dann auch manchmal vor,

daß solch ein Heiliger ein so großes Gefolge um sich versammeln konnte, daß in seinem durch Opium und Frömmigkeit überreizten Gehirn der Gedanke auftauchte, dem Reich der Niederlande den heiligen Krieg (prang sabil) zu erklären. Solch eine Kriegserklärung endet gewöhnlich am Galgen, wenn nicht die Kugel eines Soldaten dem Leben des Heiligen frühzeitiger ein Ziel setzt. Die beiden letzten Aufstände dieser Art fanden statt in Gedangan und Baron. Sie waren beendet, sobald Militär erschien und ein



Großer botanischer Garten in Buitenzorg I.

paar Salven abgab. Der dumme Dorfbewohner, der den Einflüsterungen dieser sogenannten Heiligen sein Ohr lieh, litt am meisten darunter.

Dem Europäer gegenüber werden aber Listen und Streiche angewendet, die dessen beständige Bewunderung über die Neuheit und dessen stetes Ärgernis im höchsten Maße wecken. Einen Europäer bei der Nase zu führen, bis diese sich zu einem Elefantenrüssel verlängert, ist und bleibt dem Javanen ein Hochgenuß. Dabei verharrt er in einer Seelenruhe und in so unter-

würfiger Haltung, wie es sicher einer besseren Sache würdig wäre.

Gerade diese äußerliche und wahrscheinlich auch innerliche Seelenruhe kann Steine erweichen und Vollblut-Europäer rasend machen.

Wenn trotzdem der Javane noch immer der beste, willigste und billigste Arbeiter für eine Plantage ist, so kann man sich vorstellen, wie dann die anderen sein müssen. Die Feder muß noch fabriziert werden, die das zu beschreiben imstande ist.

Batavia und die Preanger haben ganz entschieden den schönsten Menschenschlag in Indien, mit vielleicht einziger Ausnahme der Männer und Frauen von Menado. Die Menschen in Batavia und den Preangern sind heller als die übrigen Einwohner von Java, dabei graziös, schlank und gelenkig. Es ist wirklich ein Genuß, die Mädchen sich bewegen zu sehen, wobei sie als echte Evastöchter (so sind sie ja alle) einer bewußten Koketterie huldigen. Der Ostjavane und seine Frau sind im allgemeinen viel plumper und gänzlich ungraziös. Dazu kommt noch, daß der Westjavane helle, der Ostjavane dunkle Farben in seiner Kleidung bevorzugt.

In Solo und Djokja residieren die beiden einzigen Fürsten Javas, die noch eine gewisse Selbständigkeit genießen, nämlich der Sultan von Djokja und der Kaiser (Susuhunan, mit noch anderen ellenlangen Titeln) von Solo. Den letzten dieser beiden einheimischen Größen hatte ich einmal Gelegenheit in einem Ladengeschäft zu beobachten und kennen zu lernen. Er erhebt sich im ganzen nicht über den Durchschnittsjavanen, nur daß er besser angezogen ist und eine hellere Hautfarbe hat. In dem Geschäft selbst, wo er seine Einkäufe machte oder machen ließ, entblödete sich dieser bessere Kuli nicht, ganz öffentlich mit seinen Beifrauen zu scharwenzeln, obwohl seine einzige rechtmäßige Frau dabei war. Seinen Kutscher (NB. ein Vollbluteuropäer!) läßt er in preußischer Kürassieruniform mit Panzer auf dem Kutschbock sitzen! Das hat ihm ein gerissener Ladenbesitzer als das Feinste aufgeschwatzt. Die beiden Länder, die durch diese beiden Potentaten regiert werden, stechen durch ihre Armut unvorteilhaft gegen die von holländischen Beamten regierten ab. Übrigens dürfen diese beiden Herrscher

sich ohne Erlaubnis der Regierung nicht außerhalb ihres Landes begeben. Sie haben auch eine Leibwache, zusammengesetzt aus europäischen Kavalleristen, kommandiert von einem europäischen Offizier. In Wirklichkeit dienen diese Kavalleristen aber zur Überwachung ihres Chefs und es ist vor einigen Jahren vorgekommen, daß ein Prinz von Djokja, der flüchten wollte, um Unruhen zu stiften, von dieser Wache einfach aufgegriffen und später verbannt wurde.

Eine der größten Sehenswürdigkeiten Javas ist der große botanische Garten in Buitenzorg. Holland kann mit Recht stolz sein auf diese Schöpfung, die viel von europäischen Gelehrten besucht wird.

Sumatra.

Auf dieser Insel, die 8404 geographische Meilen Oberfläche und nur $4^{1}/_{2}$ Millionen Einwohner hat, habe ich Jahre lang zugebracht und das Land in allen Richtungen durchkreuzt. Die Schätze, die in diesem Land noch schlummern, sind unermeßlich.

Von der Naturschönheit von Sumatra kann man aber nicht sprechen ohne des tropischen Urwaldes zu gedenken. Man darf allerdings nicht an deutsche Verhältnisse denken. Den duftenden deutschen Wald kann man im Sommer, wenn die Vögel singen, mit allen Sinnen genießen, man kann mühelos in den Wald hereingehen und findet überall Plätze, die einen zum Sitzen einladen. Dieser Aufenthalt ist ein Genuß und erhöht das Lebensgefühl. In Sumatra dagegen kann man den Wald nur von weitem, das heißt nur von den Flüssen oder vom Meere aus genießen und bewundern, hinein kann man so ohne weiteres nicht. Dringt ein Neuling hinein, so würde er sich wie in einem Gefängnis fühlen, in welchem ihm von allen Seiten Marterwerkzeuge entgegenstarren. Der tropische Urwald empfängt einen mit einem beängstigenden Schweigen, durch keinen Windhauch werden die Bäume bewegt. Die beinah absolute Lautlosigkeit wirkt geradezu deprimierend und fällt auf die Nerven. Nach keiner Richtung kann man mehr als ein paar Meter in das Walddickicht hinein sehen,

der Grund ist feucht, die Schlingpflanzen, darunter der Rottang mit seinen gefährlichen Dornen, versperren überall den Weg. Singvögel lassen nur sehr selten und dann sehr einförmige Stimmen hören. Mit Freude lauscht man nach jedem Ton, der erschallt, auch wenn es nur das einförmige und ohrenzerreißende Geheul der Affen ist. Diese Herren können aber darin auch etwas leisten. Ein ganz alter Leithammel beginnt mit einem Sarastro-Baß, ihm antworten 3—4 Tenoristen und bald fällt die ganze Bande ein. An dem Geheul der Affen oder kreischender Pfauen



Großer botanischer Garten in Buitenzorg II

kann man erraten, ob und wo sich Tiger in der Nähe aufhalten. Sie werden durch die Affenbande signalisiert.

Am Boden modert das gefallene Holz, worunter Schlangen, Skorpione und tausend Insekten hausen. Blutegel eilen bei dem Herannahen eines Opfers schleunigst herbei, indem sie fortwährend ihr Hinterende bis dicht hinter den Kopf ziehen und dann diesen wieder vorschnellen in der Richtung ihres Opfers, dem sie Blut aussaugen wollen. Diese lästigen Tiere leben dort zu Millionen und es ist vollständig unmöglich, sich vor ihnen zu schützen,

da sie durch die best geschlossenen Kleider dringen. Sie sind eine wahre Landplage. Wenn man des Abends sich auszieht, kann man sie manchmal zu hunderten von seinem Körper streichen. Der Biß verursacht eine unangenehme Wunde. Auch an den berühmten Moskitos ist kein Mangel.

Der Urwald besteht aus Hochstammbäumen und buschartigem Unterholz. Tausendfach ist es untereinander verbunden durch Schlingpflanzen, die bis in die höchsten Gipfel heraufranken und einen ewigen Kampf um das Dasein führen, indem sie sich gegenseitig mit ihren Wurzeln umschlingen und zu erdrosseln suchen. Unter den Bäumen herrscht nur ein Dämmerlicht, da die Sonne nicht imstande ist, durch die Laubmasse hindurch zu dringen. Der hochstämmige Baum wächst so lange, bis es ihm gelungen ist, seine Umgebung zu überflügeln und eine mächtige Krone einige Meter höher als die andern zu entwickeln. Dann wirkt schließlich in der Regenzeit der Druck der Gewitterstürme zu stark auf die Krone und der Riese wird umgeworfen, im Sturze viele der andern Bäume mit sich niederreißend. Solch ein Stamm mißt oft mehr als 5 Meter im Durchmesser. Durch seinen Fall entsteht oben im Laubdache eine Lichtung und die Kronen der Nachbarbäume beeilen sich diese Lichtung rasch wieder zu schließen. Dadurch wird ihre Krone von vornherein zu sehr nach einer Seite entwickelt und es entsteht eine Störung im Gleichgewicht, die hohe Anforderungen an die Wurzeln stellt. Sobald nun eine solche nur einseitig entwickelte Krone hoch über die anderen herausragt, muß der Baum bei einem starken Sturm fallen. Oft auch werden seine Wurzeln durch starke Regengüsse unterspült, so daß er seinen festen Halt im Erdreich verliert.

Man kann sich nun vorstellen, was für Hindernisse auf dem Boden des Urwaldes vorkommen. Wohl sorgen tausende von Insekten, die sich in das tote Holz einbohren, für ein schnelleres Zerfallen desselben, aber ehe sie mit einem Baum fertig sind, fällt schon ein anderer darüber hin.

In diesen jungfräulichen Wald drang der Malaie, um für seinen Sultan Rottang und andere Waldprodukte zu sammeln oder auch Elfenbein zu erbeuten. Schon seit 100 Jahren sind dieses

sehr wichtige Handelsartikel. Der Rottang macht für den Eingeborenen Bindfaden, Tau oder Nägel überflüssig.

Als nun mehr und mehr Nachfrage nach solchen Artikeln entstand, wurde das Eindringen in den Urwald intensiver.

Auf dem Pfade, wo eine große Elefantenherde sich einen Weg gebahnt hat, kann ein Mensch, wenn er gut springen und turnen kann und die unzähligen mit Insekten bevölkerten Schlingpflanzen mit dem Jagdmesser durchschlägt, langsam vorwärts kommen. Nach der größeren Wertsteigerung des Gummis war der Malaie gezwungen, diese natürlichen Tierstraßen zu verlassen und den Wald systematischer zu durchsuchen. In Gruppen von ca. 10 Mann zog er dazu aus. Beim Betreten des Waldes entledigte er sich seiner Kleidung, hüllte darin seine Speisevorräte und den unvermeidlichen Tabak und hing sich die Kleidung als Rucksack um, und nackt, nur eingeschmiert mit Öl, um seinen Körper den Insekten weniger zugänglich zu machen, drang er in den Wald ein. Die Methode des Anzapfens der Gummibäume war so primitiv, daß hunderte dieser Bäume ganz zwecklos vernichtet wurden. Es wurde richtig Raub getrieben. Lange arbeitet der Malaie, wenn er es überhaupt tut, nicht und so versammelt bald ein verabredetes Zeichen die Genossen und in 5 Minuten ist ein Biwak fertig. Es besteht aus einem wasserdichten Dach ohne Wände. Ca. 1 Meter über dem Boden befindet sich der Flur der Hütte, der aus ca. 4 cm dicken Stämmen besteht, während die Pfosten der Hütte aus gut armdicken Bäumen gewählt wird. Das Dach fertigen sie aus Palmen- oder anderen Blättern, die sie so ineinander zu legen wissen, daß selbst ein tüchtiger Regen nicht durchdringen kann. Dann wird unter dieser primitiven Behausung ein Feuer angemacht, ringsherum noch mehrere Feuer zum Schutz gegen wilde Tiere und die ganze Gesellschaft legt sich zur Ruhe nieder, nach Verzehrung ihres mehr als primitiven Abendessens. Reis in einem Topf über Feuer gedämpft und ein Stückchen gesalzener Fisch bilden die Hauptbestandteile davon.

Der Malaie arbeitet wie schon erwähnt grundsätzlich nicht und selbst dann noch so wenig wie möglich, nur rudern und Wald-

laufen betrachtet er nicht als eine den Herrn der Schöpfung schändende Arbeit. —

Die Ostseite von Sumatra ist Flachland, durchzogen von größen Strömen, von denen die bedeutendsten sind: Die Musi bei Palembang, der Djambifluß mit seinen Nebenflüssen Batan Hari und Merangin. Weiter der Indragiri, Sumba und Siakfluß. Diese Ströme sind zum größten Teil gut befahrbar und der Hauptverkehr im Innern des Landes bewegt sich auf ihnen. In der Nähe der Flüsse besteht der eigentliche Urwald nicht



Großer Strom bei Palembang

mehr, denn wo der Malaie sich niederläßt, legt er ein ewiges Feuer an, indem er die kleinen Bäume zu einem Scheiterhaufen um die Riesenstämme vereinigt. Nach monatelangem Brennen ist der Stamm eines Riesen so weit durchgebrannt, daß er fallen muß und dann wird der Stamm ebenfalls verbrannt. Nach einem Jahre ist eine große Lichtung von halbverbrannten Bäumen entstanden. Die Asche hat sich mit dem feuchten Humus verbunden und wird dann ohne weitere Bodenbearbeitung der Saatreis ausgestreut, und wenn die Trockenheit nicht zu lange anhält, kann

man eine reiche Ernte erwarten. Diesen Bau nennt man Ladangbau.

Solche Malaiische Niedersetzung für ein oder zwei Familien bleibt nur ein bis zwei Jahre an einer Stelle, dann wird ein anderer Platz am Fluß ausgesucht. Das alte Wohnhaus bleibt stehen und dient Wanderern als Schlafstelle bis es zerfällt und dann schnell wieder unter dem Busch verschwindet.

Der Urwald im Hochgebirge ist noch vollständig jungfräulich und unerforscht und noch viel schwerer zu durchdringen als der Wald im Flachland, weil dort die fallenden Stämme nicht so schnell vermodern. Im Gebirge kann das reichlich fallende Regenwasser besser abfließen, daher bleibt der Grund dort trockener. Trotzdem die Flüsse eine riesige Breite und Tiefe haben, sind sie doch nicht imstande, in der Regenzeit alles Wasser, das vom Hochgebirge kommt, zu fassen. Dann wird das Land meilenweit überschwemmt. Wer niemals einen echten Tropenregen miterlebt hat, kann sich keine Vorstellung machen, welche Wassermassen dann vom Himmel fallen! Das Wasser steigt oft in einer Nacht 5 Meter und reißt alles, was ihm im Wege steht mit sich fort.

Sumatra ist an der Westseite von Nordwesten nach Südosten von einem Hochgebirge durchzogen, worin die Berge Morapi, Ophir und Korintje, die höchsten Spitzen sind, während die Ostseite der Insel flach ist. Die Mineralschätze des Gebirges sind riesengroß und dort ist auch die größte Goldmine von Indien Rodjan Lebon bei Bengkulen die bergmännisch betrieben wird. Die Goldproduktion dieser Mine betrug in 1911 4,245 Millionen. Alles was man sich denken kann, findet man in Sumatra: Gold, Steinkohlen, Edelsteine, Petroleum, Kautschuk. Ich bin selbst tagelang die Batan Hari hinabgefahren, dessen Ufer nur aus Kohlenlagern bestanden. Wir konnten das Petroleum an hunderten Plätzen aus der Erde quellen sehen. Jetzt endlich hat die Regierung das Reich Djambi für den Bergwerksbetrieb freigegeben, da bisher wohl die politischen Zustände noch zu wünschen übrig ließen. Die letzte Expedition, wodurch das Land der Regierung unterworfen wurde, datiert erst von 1901—3.

Das an der Nordspitze liegende Land Atjeh hat der Regierung viel zu schaffen gemacht und den Holländern viel Blut und

Geld gekostet. Der bis 1896 dort geführte Krieg zeigte sehr deutlich, wie ein Krieg gegen Eingeborene nicht geführt werden darf. Tapfre Generale wurden durch alles besser wissende, krämerhaft denkende Zivilbeamte in der Ausführung ihrer Pläne gehindert. Dank dem sehr energischen Auftreten des früheren General-Gouverneurs van Heutz, ganz entschieden einer von Hollands größten Männern, trat aber in und nach 1896 ein ganz anderer Zustand ein und jetzt herrscht auch dort Ruhe. Wenn man von Atjeh aus die Küste weiter nach Südosten entlang fährt, kommt



Dorf bei Palembang

man nach Medan-Deli, dessen Tabaks-Plantagen beinahe jedes Jahr fabelhafte Gewinne abwerfen. Weiter südlich kommt man dann nach Palembang, in dessen Nähe die größten Petroleumbrunnen von ganz Indien sich befinden. Noch weiter südlich liegt Telok Petong, der Hauptsitz der Pfefferkultur und an der Westküste sind Bengkulen mit einem noch durch die Engländer erbauten Fort und Padang die Hauptplätze.

In allen diesen genannten Plätzen bin ich längere Zeit gewesen und glaube mir daher wohl ein Urteil über Land und Leute erlauben zu können. Der Sumatra-Malaie ist wie alle

Malaien brutal, faul und grausam. Ich kann nicht behaupten, daß wirkliche Tapferkeit, so wie wir Europäer sie verstehen, eine Tugend dieser Bevölkerung ist. Wo sie durch einen überraschenden Anfall Soldaten oder Pflanzer ermorden können, wagen sie, besonders im Opiumrausch, trotzdem mal ihr Leben und wehe denen, die ihnen lebend in die Hände fallen. Auf das grausamste werden die Unglücklichen ermordet.

Was die Kokoskultur angeht, so ist diese im allgemeinen noch nicht sehr entwickelt außer im Padangschen, dessen Ausfuhr in 1911 11,217 Millionen Kilo betrug. Ausgestreckte Ländereien, geeignet für die Kokoskultur, sind in Sumatra ganz sicher zu bekommen. Das Arbeiterproblem ist nicht schwieriger zu lösen als auf anderen Inseln, denn auch hier müssen Kulis importiert werden.

Es ist mir wohl bekannt, daß einige Europäer Land in Sumatra zum Betrieb von Kokosplantagen erworben haben. Daß das Land für die Anlage einer Plantage geeignet ist, bezweifle ich keinen Augenblick. Auch daß es großen Vorteil hat, dicht an der großen Welthandelsstraße zu liegen, ist sicher nicht zu unterschätzen. Trotzdem bin ich aber der Meinung, daß man sich nicht zu schnell entschließen sollte, Land in Nord-Sumatra zu erwerben.

Man wird mir entgegnen, daß doch in Medan Deli große Plantagen bestehen. Das ist nun wohl richtig, aber Deli ist kein Atjeh. In Deli wird schon 50 Jahre Plantagenbau getrieben und auf ihre Vorteile bedachte inländische Fürsten haben ihrerseits viel dazu beigetragen, daß dort geordnete Zustände herbeigeführt wurden, denn diese Herren verstanden sehr gut ihren Vorteil wahrzunehmen und wußten, daß nur unter sehr geordneten Zuständen ihr Weizen blühen konnte und ihr Geldbeutel größer wurde. (Das Palais des Sultans von Deli ist wahrhaft fürstlich.) Die malaiische Bevölkerung von Deli ist um vieles besser und schon seit lange an Ordnung gewöhnt, man kann sagen, sie ist kultivierter als die Bevölkerung von Atjeh.

Der Art der Bevölkerung muß man in hohem Grade Rechnung tragen. Das gerade scheinen die meisten zu vergessen. Man ist gezwungen mit den Leuten täglich umzugehen, Dienste von

ihnen zu fordern, darf aber bei diesen Herren auf Entgegenkommen nicht rechnen. Es ist mit einem Wort eine gemeine, faule und falsche Bande.

Die Bewohner sowohl von Sumatra als auch von Borneo wohnen in Häusern, die auf ca. 2 Meter hohen Pfählen über dem Grund stehen. Der Fußboden besteht aus gespaltenem Bambus und ebenso die Wände. Das Dach aus Palmblättern. Diese Wohnungen sind im allgemeinen luftig und praktisch. Ich habe mal einige Monate unter einem solchen Hause zugebracht, da das Innere mir denn doch zu schmutzig war und von allem möglichen Ungeziefer wimmelte, so daß ich eine Gänsehaut bekam, als ich das Innere gründlich untersuchte.

Die eigentliche Ursache der Faulheit des Malaien findet man darin, daß ihm Land und Fluß ohne viel Mühe alles liefert, um das Leben zu fristen. Wohnt er am Flusse, so braucht er nur ein Netz oder Angel auszuwerfen, um in sehr kurzer Zeit einen großen Fisch zu fangen, der genügend ist für ihn und seine Familie, selbst manchmal für mehrere Tage. Ich habe das öfters mit gutem Erfolg getan. Dieser malaiische Schlaumeier wohnt auch meistens am Fluß oder ganz in der Nähe eines solchen. In großen Plätzen fällt es ihm schon schwerer, dieses Schlaraffenleben weiter zu führen und er muß auch mal arbeiten, aber auch dann nur in einem ganz bescheidenen Quantum, so wie beim Apotheker jede 1/2 Stunde höchstens einen Teelöffel. Seinen Reis pflanzt er auf die vorher beschriebene Art wirklich selbst, aber auch dabei strengt er sich so wenig als möglich an.

West-Borneo.

Die Bevölkerung von West-Borneo zählt ca. 480 000 Einwohner auf 2637 geographischen Quadratmeilen, also per geographische Meile nur 171. Dieses armselig bevölkerte Land exportierte aber im Jahre 1905 schon für 9 Millionen Gulden. Die Ausfuhr bestand hauptsächlich aus Copra, Getta, Damar, Pfeffer, Gold und Diamanten. Die Schätze auch dieses Landes sind enorm und bei weitem noch nicht genügend erkundet. Nur

an der stärker bevölkerten Küste findet man Spuren von intensiverem Betrieb. Während im Bezirk Pontianak die Bevölkerungsdichtheit 600—1000 auf 1 geographische Meile beträgt, ist diese Ziffer für das Innere des Landes nur 50—100. Das Land hat noch Platz und Nahrung für Millionen Menschen. Die Copra-Ausfuhr im Jahre 1911 betrug 17 863 533 Kilo.

Ganz Borneo wird an den Küsten von Malaien bewohnt, im Innern des Landes von Dajakers und teilweise von eingewanderten Chinesen. Von der Malaiischen Bevölkerung gilt dasselbe wie auf den andern Inseln, faul, unverschämt und unzuverlässig. Dabei schlau und hinterlistig. Es sind hartnäckige Handelsleute, die mit einem unzerstörbaren Gleichmut bewaffnet jeden Europäer rasend machen können. Auch diese Bevölkerung und Gegend kenne ich aus eigener Anschauung genau. Die kleinen Fürsten und Potentaten haben wohl noch einigen Einfluß auf die Bevölkerung, da sie die eigentlichen Eigentümer des Landes sind, müssen aber im übrigen tun, was die Regierung befiehlt. Wenn man sich entschließen würde, dort eine Plantage anzulegen, so würde man von diesen Herren woht Entgegenkommen zu erwarten haben, wenn man den Geldbeutel weit aufmacht, sonst aber nichts als Hindernisse. Mit kleinlichen Chikanen können diese Herren den Pflanzer sehr belästigen und die Bevölkerung ebenfalls dazu veranlassen. Es gibt in Borneo noch riesige Strecken nicht urbar gemachten Landes, das sich für die Coprakultur sehr eignet, und sicher zu billigen Bedingungen zu erwerben ist. Auch die an der Küste liegenden kleinen Inseln sind sehr geeignet für die Kultur. Für viele dieser Inseln sind schon Konzessionen nachgesucht und man müßte sich mit den Besitzern dieser Konzessionen eventuell verständigen.

In Betrieb ist meines Wissens noch keine Plantage. Dagegen ist in der Hauptstadt Pontianak eine große Ölfabrik mit Plantagebetrieb gebaut, die gut reussiert.

Die Landbaukonzessionen in West-Borneo werden größtenteils von den einheimischen Fürsten verliehen. Die Kontrakte bedürfen aber der Zustimmung des Residenten. Dafür sind ganz bestimmte Formulare vorgeschrieben. Der Resident hat ganz besonders daauf zu achten, daß die einheimische Bevölkerung genügend ent-

schädigt wird für etwaige Verluste an Frucht und anderen Bäumen, Wald, Produkte als Rottang, Damar usw. Es ist dieses der Punkt, worauf man bei Erwerb von Konzessionen ganz besonders achten muß, denn dabei setzen die Herren Fürsten den Hebel an, um für sich selbst soviel wie möglich herauszuschlagen.

Für Kuliarbeit ist die dortige Bevölkerung ungeschickt und unwillig. Arbeiter müssen aus Java importiert werden. Die Kosten dafür sind nicht höher als auf den anderen Inseln.

Die Dajaksche Bevölkerung ist von den viel schlaueren Ma-



Wohnungen auf Pfählen, Ostborneo

laien von der Küste ganz nach dem Inneren des Landes verdrängt. Der Dajakbere treibt noch heute, wenn es irgend möglich ist, den Sport des Kopfabschlagens (koppensnellen) eine für den betreffenden weniger angenehme Sache. Ein Stamm haust zusammen in einem Hause. Im allgemeinen sind die Dajaker aber ein recht gutmütiges Völkchen, abgesehen von ihrer Leidenschaft für die Köpfe anderer Leute. Es sind rechte Urwaldmenschen, ganz vorzüglich zu gebrauchen um Urwald zu roden, leider nur nicht an regelmäßige Arbeit gewöhnt. Dazu kommt, daß sie nicht gerne in die

Gegenden kommen, wo Malaien sich fest niedergelassen haben. Wenn man in West-Borneo eine Plantage anlegen würde und man hat das Glück einige dieser Stämme für sich zu gewinnen, um Urwald zu roden, so würde das wenige Kosten verursachen, da diese Naturmenschen sehr genügsam sind. Sie arbeiten eine Zeitlang gerne für ein wenig Tabak und Reis. Geld kennen sie beinahe nicht. Ich bin auf meinen Reisen vielfach in Berührung mit diesen Leuten gekommen und habe sie stets als gutmütige Leute kennen gelernt.

Einer von ihnen trug ganz stolz ein altes Feuersteingewehr mit dem preußischen Stempel von 1775 von Friedrich dem Großen und es erregte meine ganz besondere Freude, daß selbst nach Borneo preußisches Wesen eingedrungen war.

Seit die Regierung diesen Provinzen mehr Aufmerksamkeit zuwendet, haben sich die Zustände auch sehr verbessert und gehört das Kopfabschlagen jetzt zu den größten Seltenheiten.

Der Verkehr in West-Borneo findet beinahe ganz auf den Riesenströmen statt, die das Land durchziehen. Ich nenne nur: Sambas-, Landak-, Kapuas-, Melawi-, Pawan- und Djelaifluß. Die sich in Borneo befindenden Wege sind beinah ausschließlich für den Verkehr zu Fuß oder zu Pferde eingerichtet. Eisenbahnen bestehen gar nicht und werden wohl in der ersten Zeit auch nicht gelegt werden, da die Flußstraßen für den Verkehr vollständig genügen. Pferde sieht man sehr wenig und es besteht keine einheimische Pferderasse. Der Malaie ist eben ein Wassermensch und zieht die Wasserstraßen allen anderen vor. Auf der Kapuas fahren Dampfschiffe bis nach Sintang, während der Verkehr noch weiter herauf mit Ruderbooten stattfindet. Der Handelsverkehr von Pontianak nach Singapore ist recht bedeutend.

Südost-Borneo.*)

Südost-Borneo hat eine Oberfläche von 7412,3 geographischen Meilen und nur ca. 800000 Einwohner, also per Quadratmeile 106.

*) Nord-Borneo ist britische Kolonie.

Dafür finden sich aber an der Küste stark bevölkerte Gegenden mit selbst 4000 Einwohner per Meile. An der Ostküste sind reiche Petroleumquellen und Kohlenbergwerke. Die Ausfuhr betrug 1905 13 1/2 und 1908 schon 18 1/2 Millionen Gulden. Es wurden hauptsächlich ausgeführt: Kohlen, Pfeffer, Petroleum, Copra. Von großen Strömen sind zu nennen: Pembuan, Meindawai, Kahajan, Barito, Negara, Berau usw., die alle weit in das Land hinein befahrbar sind. In die Flüsse von der See aus herein,



Verbranntes Dorf Ostborneo

zu kommen ist aber häufig sehr schwierig, da den Mündungen Barren vorgelagert sind, die recht untief sind.

Süd-Borneo trägt, was Bevölkerung und Verkehrswege anbetrifft ganz den Charakter der Westabteilung. Der letzte Sultan dieser Abteilung ist vor einiger Zeit endlich in die Hände der Regierung gefallen, aber nicht mehr lebend. Seit der Zeit ist die Ruhe vollständig. Die kleinen Fürstchen, die noch existieren, haben nur in ihrem Territorium noch einigen Einfluß. Der Grund und Boden ist zum weitaus größten Teil Staatsdomäne. Aus einzelnen stärker bevölkerten Gezenden kann man zum Plantagenbau selbst Kulis werben. Jährlich ziehen aus diesen Gegenden

junge Leute nach West-Borneo, um durch das Sammeln von Buschprodukten etwas Geld zu verdienen. Der Malaie dieser Gegend ist der intelligenteste Händler des ganzen Inselreiches. Es bestehen dort schon einige von Europäern geleitete Kokosplantagen, wenn auch noch von geringem Umfang. Land ist dort noch genügend zu bekommen, aber lange wird das auch nicht mehr dauern. Die Ausfuhr von Copra aus Bandjermassin betrug in 1910 35 000 und in 1911 85 000 Pikol. Die Anpflanzung von Kokos seitens der Bevölkerung ist sehr bedeutend.



Handel auf dem Fluß, Bandjermassin

Die Dampferverbindung mit Java ist regelmäßig; daneben bestehen noch Dampferverbindungen mit Singapore und Batavia.

Im allgemeinen kann man wohl ruhig sagen, daß dieser Teil vorläufig von allen Inseln außer Java die meisten Chancen bietet, um dort Plantagen mit gutem Resultat anzulegen. Das Kuliproblem ist leichter zu lösen, die Verbindung auf den Wasserstraßen leicht und billig und die Verbindungen mit den Welthandelstraßen sind genügend. Boden und Klima sind wie beinah überall in Borneo sehr geeignet für die Kokoskultur.

Celebes.

Nach meiner Meinung die für Kokoskultur „vorläufig“ ungeeignetste Insel mit Ausnahme von Nord-Celebes. Die Gründe dafür sind nicht zu suchen in geringerer Fruchtbarkeit des Bodens oder in der Lage, sondern hauptsächlich darin, daß diese Insel in ihrem größten, das heißt südlichem Teil, noch zu kurz zur Ruhe gebracht ist. Außerdem kommt hinzu, daß der Bewohner dieser



Eingeborener von Celebes zu Pferde

Insel, der „Boginees“, nach meiner Meinung nicht allein zu den faulsten, sondern auch zu den unzuverlässigsten Einwohnern Indiens zählt. Er arbeitet nur, wenn er dicht vor dem Verhungern steht, anders überhaupt nicht. Nun kommt in Celebes auch noch ein anderer Volksstamm vor, der Toradja, der sehr geschickt wäre, um ihn als Arbeiter zu gebrauchen, ein stämmiger, gut gebauter, aber bis jetzt noch so primitiver Volksstamm, daß es vorläufig ausgeschlossen ist, ihn zur regelmäßigen Arbeit zu bewegen. Außerdem besteht zwischen ihm und dem Boginees ebensolche Feindschaft wie zwischen dem Malaien und Dajaker.

Die Verkehrswege sind bis jetzt noch sehr primitiv und außerdem Celebes zu schmal, um großen Flüssen, die sich für größeren Verkehr eignen sollten, Raum zu gewähren. Der Transport dort geschieht vielfach mit Pferden einer hervorragend guten Rasse. Diese Pferde haben einen sehr guten Ruf in Indien, da sie verhältnismäßig hoch, stark und feurig sind. Der Süden der Insel ist zum Teil von den kleinen Fürsten gereinigt, da mit ihnen bei der letzten Boni-Expedition aufgeräumt wurde. Wohl bestehen noch einige dieser kleinen Machthaber, die aber jetzt dem



Fähre in Celebes

Gouvernement ganz untertänig sein müssen. Der Grund ist jetzt zum großen Teil Gouvernementsdomäne.

In seinem nördlichen Teil wird Celebes bewohnt von den Tenadonezen, einem Prachtvolk, dessen Angehörige zum großen Teil Christen sind und dem Reich viele und sehr tüchtige Soldaten liefern. Die Kokoskultur ist dort sehr entwickelt; die Ausfuhr geht über Makasser

Die Copraausfuhr von Makasser betrug im Jahr 1911 laut

Bericht der dortigen Handelskammer 657 653 Pikol oder 41 430 Tonnen, eine wirklich nicht geringe Summe. Die Kammer betont besonders in ihrem Bericht, daß über die Qualität in dem Jahre nicht zu klagen war und hebt hervor, daß die Preise gut waren. Nun liefert Celebes dieses Quantum aber nicht allein, da der Hafen von Makasser, der sehr gut und günstig gelegen ist, ein Sammelhafen für die Produkte der kleinen Inseln östlich von Java ist. Viel Copra kommt von den Saleier Inseln, die beinah ganz und gar mit Kokospalmen bepflanzt sind und von Bima.

Andere kleine Inseln.

Ob nicht auch manche dieser Inseln geeignet wäre, Plantagen von größerem Umfang aufzunehmen, entzieht sich meiner Beurteilung, da ich diese aus persönlicher Anschauung nicht kenne und ich nur das hier aufnehmen will, was mir persönlich bekannt ist.

Die Inseln Bali und Lombok sind gänzlich dem Gouvernement unterworfen und besonders von Bali kommt zweifellos eine sehr gute Copra, und die dortigen Nüsse sind sehr gut als Saatnüsse zu verwenden. Diese beiden Inseln werden hauptsächlich von Hindus bewohnt. Bei den Expeditionen in 1894 und 1901 wurden diese Inseln der Regierung gänzlich unterworfen und mit der Selbständigkeit der Fürsten aufgeräumt. Prächtige Hindudenkmäler findet man dort noch sehr häufig, obwohl in Lombok viele von der Artillerie platt geschossen wurden. Das Vieh von Bali ist hervorragend und liefert sowohl ein gutes Schlacht- als Zugvieh.

Die anderen größeren Inseln sind: Sumba, Flores und Timor. Auf dieser letzten Insel wird gerade eine Station für drahtlose Telegraphie gebaut. Obwohl ich nur meine persönliche Erfahrungen über Indien mitteilen will, so kann ich doch nicht unterlassen, hier einen Bericht über Timor aufzunehmen, den mir ein mir befreundeter Verwaltungsbeamter zukommen ließ. Danach bietet diese Insel für die Anlage einer Kokosplantage die folgenden Vorteile: Die Eichhörnchenplage besteht nicht, da diese Tiere

auf der Insel selbst nicht existieren und es verboten ist auch nur ein Exemplar mitzubringen. Der Badjing (siehe Artikel Schädlinge) ist so wie unsere Eichhörnchern ein sehr graziöses Tier, aber der Schaden, den es anrichtet, ist enorm (da sie sich wie die Kaninchen äußerst schnell vermehren, und dann schnell zu einer Landplage werden). Nun haben die javanischen Frauen die liebe Gewohnheit, solche Tiere mit sich herumzuschleppen und sie auf ihrem Körper frei herum laufen zu lassen. Die dortige Bevölke-



Wasserschloß bei Djokjakarta

rung sind teilweise Christen, auf welche Sorte Christentum ich aber herzlich wenig gebe, ein Teil noch Heiden. Daher ist für diese Menschen das Schwein kein unreines Tier. Sie machen darauf Jagd und verzehren es gerne. Man hat also von seiten der Bevölkerung Unterstützung gegen diese Tiere, während man in von Mohammedanern bewohnten Strecken darauf nicht rechnen darf. Der größte Vorteil besteht aber darin, daß die dortigen Bewohner nicht nur arbeitsfähig sondern sogar arbeitswillig sein sollen. Das versicherte mir wenigstens der Kontrolleur. Das

würde also wohl der „größte" Vorteil sein, den diese Insel bietet. Damit würde die Kulifrage, die wo anders im allgemeinen viel Schwierigkeiten macht, zum größten Vorteil der Plantage fortfallen.

Wohl liegt diese Insel etwas abseits vom großen Weltverkehr und müßte die Copra via Soerabaia verladen werden, was Umladekosten verursachen würde. Wenn aber die von mir erwähnten Vorteile wirklich vorhanden sind, so würden die daran verbundenen Nachteile unerheblich sein.

Bevölkerung.

Davon ist hier ein wahres mixtum compositum vorhanden. Neben der einheimischen Bevölkerung nehmen die Chinesen den größten Platz ein, danach noch die Araber (ca. 30 000).

Die Chinesen zählen ca. 575 000 Seelen, worauf in Java allein ca 300 000 entfallen. Man unterscheidet sie in hier geborene und eingewanderte. Die ersten nennt man „Peranakan" und die eingewanderten „Singkeh". Unter den Peranakans findet man heutzutage schon recht viele, die holländisch oder auch andere Sprachen sprechen. Die Regierung hat für die Kinder der Chinesen besondere holländisch-chinesische Schulen eingerichtet. Im allgemeinen nennt man alle nicht hier geborene und nicht zu den Europäern zählende Volksstämme „Vreemde Oesterlingen". Diese hatten bisher ganz speziell für sie angewiesene Stadtviertel, worin sie ausschließlich wohnen mußten, welches Gesetz aber in letzter Zeit aufgehoben ist. Auch ist das Reisen für sie erleichtert, da die Pässe, mit denen früher jeder von ihnen versehen sein mußte, wenn er nach einem anderen Platz reisen wollte, jetzt auch abgeschafft sind. Von der Regierung werden für die Vreemde Oesterlingen Offiziere angestellt und klingt es in unsern Ohren etwas komisch von einem „Chinesenmajor" oder einem „Araberkapitän" sprechen zu hören. Letzthin ist in Batavia sogar ein chinesischer Konsul angestellt. Als China Republik wurde und Verfassung und Parlament erhielt, da schlug den Herren Singkehs die Sache

hier auch auf die Nerven. Zuerst schnitten sich alle die Zöpfe ab und bildeten sich wohl dadurch ein, mit den Europäern auf einer Stufe zu stehen. Es fanden danach im Februar 1912 einige Unruhen statt, die aber in 8 Tagen unterdrückt wurden. Einige Hauptattentäter wurden gestraft und andere aus dem Lande gewiesen. Ich kann nun aber nicht behaupten, daß die Regierung sich in dieser Angelegenheit sehr energisch benommen hätte, da es viel zu lange dauerte, bis die Herren wieder zur Vernunft gebracht wurden. Ja der Ober-Polizei-Kommissar ließ sich und einige Agenten von einem chinesischen Ladenbesitzer einige Stunden in dem Laden einschließen, ohne auch nur den Versuch zu machen, sich mit Gewalt daraus zu befreien. Das laxe Auftreten der Regierung hatte zur Folge, daß die Chinesen stets übermütiger wurden und die andere einheimische Bevölkerung terrorisierten. So brachen dann im November wieder Unruhen aus, diesmal zwischen Arabern und Chinesen, die blutig endeten. Die Herren Chinesen schossen mit Revolvern und die Araber verteidigten sich mit Knüppeln und Beilen. Auch diesesmal trat die Regierung wieder sehr schlaff auf und es dauerte 5 Tage, bis die Ruhe wieder hergestellt war, was man mehr den Offizieren der beiden Parteien als der Regierung zu danken hatte. Der Handel erlitt natürlich in der Zeit namhafte Verluste. Nach meiner Meinung ist die Glacéhandschuhpolitik solchen Leuten gegenüber zwecklos. Man kann nur mit der rücksichtslosesten Gewalt ihnen gegenüber auskommen und ihnen imponieren.

Die Chinesen sind mit allen Hunden gehetzte Handelsleute und formen das Bindeglied zwischen dem europäischen Importeur und der Masse der Bevölkerung. Ich habe viele kennen gelernt, die man als sehr anständige, ja selbst ehrenwerte Kaufleute bezeichnen kann. Sehr viele sind sehr reich, besitzen Häuser, Zuckerfabriken, Land usw. Aber diese bilden nur die Ausnahme. Im allgemeinen ist der Chinese schlau, eifrig, aber rigoros in der Wahl seiner Mittel und nicht zuverlässig. Er beginnt häufig als Kuli, wird dann Hausierer und endet als Besitzer eines großen Geschäftes, in dem Hunderttausende umgesetzt werden. Man sagt in Europa wohl, daß ein Jude erst reich wird, wenn er dreimal bankerott gemacht hat. Mit dem John Chinamann ist es genau

so, nur daß es hier noch schneller geht. Ein alter Singapore Witz sagt, daß 2 Chinesen dazu gehören, um einem Juden eine Fliege wegzufangen, aber mindestens 3 Juden, um dasselbe Experiment bei einem Armenier zu verrichten. Die einzelnen Armenier, die hier wohnen, sind zu gering an Zahl, um Einfluß zu besitzen.

In Indien wohnen ca. 85 000 Europäer. Darunter befinden sich in der Hauptsache Holländer, Deutsche und Engländer. Aus anderen Ländern sind nur sehr wenige hier. Die Holländer sind



Chinesische Gräber

vorwiegend Beamte, Richter, Offiziere, Doktoren und auch Kaufleute. Die Deutschen und Engländer sind fast nur Kaufleute und Vorsteher und Angestellte von Geschäften und Plantagen. Die deutsche Kolonie ist bedeutend größer als die englische.

Ein Hauptkontingent machen hier unter den Europäern die Halbbluteuropäer aus, entstanden aus der Verbindung von Vollbluteuropäern und inländischen Schönen und später aus der Verbindung von zwei Halbbluteuropäern. Man sieht dann auch auf den Gesichtern alle Farben von schwarz bis ganz hell-

braun. Sie haben in jeder Beziehung alle Rechte der Vollbluteuropäer. Ich habe unter diesen Leuten sehr tüchtige Leute kennen gelernt, die als Offiziere, Richter, Doktoren eine gute Figur machten. Der gegenwärtige Kommandant des Heeres ist ein Halbblut und doch ein hervorragend tüchtiger und energischer Mann. Ein sehr großer Teil der Halbbluteuropäer ist aber eine faule indolente Gesellschaft, die für intensivere Arbeit vollständig ungeschickt ist. Man nennt sie hier Sinjo (Mann) oder Nona (Frau) mit allen möglichen Variationen. Die Wörter Nona und Sinjo gebraucht der Vollbluteuropäer noch heute beinahe als Schimpfname, um anzudeuten, daß diese Leute zu einer inferioren Klasse von Menschen gehören. Aus ihnen besteht denn auch die unterste Schicht der hiesigen Bevölkerung und man findet unter ihnen sehr viele schlechte, selbst verbrecherische Elemente. Dabei haben sie den Stolz eines Spaniers und die Allüren eines Negers. Wenn man diese Herren in tadellosem weißen Anzug mit hohem Kragen und modernfarbigem Schlips spazieren gehen sieht, so muß man unwillkürlich an die Darwinsche Theorie denken. Die Frauen sind meistenteils zierlich und fein gebaut mit frischen bräunlichen Gesichtern, denen nur die nötige Intelligenz fehlt, um schön zu sein. In der Kleidung sind sie aber öfters sehr geschmacklos und lieben wie ihre inländischen Vorfahren oft grelle und für unsern Geschmack häßliche Farben.

Das Ideal eines Sinjos ist Beamter zu werden, da als solcher wohl ein Minimumgehalt gezahlt, aber auch ein Minimum Arbeitsleistung gefordert wird. Manche Zweige des öffentlichen Dienstes, deren Personal nur aus Halbbluteuropäern besteht, kranken gerade an dieser Wahl des Personals. Ich nenne nur hier die Post, die unter aller Kritik in höchstem Maße unzuverlässig und ohne jede Findigkeit ist. Täglich wird in den Zeitungen über die Post Spalten voll geklagt. Bei der Eisenbahn sind, dank der tüchtigen Leitung, die Zustände viel besser, obwohl deren Personal auch beinahe nur aus Halbbluteuropäern besteht. Der Staat kann aber auch keine bessere Arbeitsleistung verlangen, da die Unterbeamten mit dem fürstlichen Gehalt von 40 Gulden ihre Laufbahn beginnen. Dementsprechend sind dann auch die Leistungen. Für den Plantagenbau ist der Halblutinder unter guter

Aufsicht geeignet, da er meistenteils mit den Arbeitern in deren Sprachen zu reden versteht, ihr Zutrauen schneller gewinnt und trotz gelegentlicher plumper Vertraulichkeiten ihnen gegenüber doch der Herr bleibt.

Manche dieser Indos dienen auch als Soldat in der indischen Armee und sie ist für viele dieser Leute eine hohe Schule.

Die indische Armee ca. 40 000 Mann rekrutiert sich zum Teil aus in Europa oder in Indien angeworbenen Europäern,



Bettler in Java

Javanen, Amboineesen und Monadeneesen. Man darf dieses Heer aber bei Leibe nicht mit der Fremdenlegion vergleichen, in der ja laut Zeitungsberichten grauenvolle Zustände herrschen müssen. Die Behandlung der Soldaten seitens der Offiziere ist durchaus human. Während der deutsche Offizier ganz ausschließlich nur „Offizier" ist und bleibt, ist der holländische in erster Stelle Mensch, Bürger, der die Stellung eines Offiziers bekleidet, fühlt sich also als Beamter. Er leistet auch den Eid der Gehorsamkeit auf das Staatsgrundgesetz und nur den der Treue an den

König. So ist von vorneherein seine Stellung eine ganz andere, als die des deutschen Offiziers.

Kasernierung, Kleidung, Sold usw. sind verhältnismäßig reichlich und sehr zweckmäßig. Zu Felde leistet die Truppe oft Hervorragendes, besonders unter Führern wie van Heutz, van Daalen oder Christoffel. Für die Pflege der Soldaten bestehen gute Hospitäler. Offiziere werden ausschließlich in Holland ausgebildet.



Fort in Palembang

Von dem einheimischen Element ist der Amboinees und Menadonees ganz entschieden dem javanischen Soldaten vorzuziehen, da er ihm nicht allein körperlich, sondern auch intellektuell weit überlegen ist. Unter den Amboineesen und Monadeesen gibt es Prachtkerle, die sich vor Tod und Teufel nicht fürchten. Diese beiden Stämme sind Christen.

Jeder der in Deutschland gedient hat, wird wohl wissen, daß dort das Biwakieren unter freiem Himmel nicht gerade zu den Annehmlichkeiten des Soldatenlebens gehört. Wenn das Wetter günstig ist, liebe Damen erscheinen, der Becher fleißig kreist, dann kann man es immerhin eine Nacht aushalten. Aber

hier in Indien! Monatelang müssen oft Offiziere und Soldaten im Felde zubringen, ohne jemals in einem ordentlichen Haus gut ausschlafen zu können. Sehr häufig fehlt frisches Fleisch und noch öfter frisches Gemüse. Die Dunkelheit der Nacht ist hier oft so intensiv, daß man mit dem besten Willen und den schärfsten Augen keine 3 Schritte weit sehen kann. Dicht aneinander gedrängt hocken Offiziere, Soldaten und Zwangarbeiter zusammen, zitternd vor Kälte. Von oben gießt der Regen herab, der Boden, der nicht imstande ist, alles Himmelswasser aufzusaugen, bildet eine Schlammasse. Keine Möglichkeit Feuer anzumachen. Dazu oft bedroht von einem heimtückischen Feind. Des Morgens muß man weiter, öfters ohne abzukochen oder sich zu reinigen. Das Letzte ist hier in Indien beinahe ebenso wichtig als das Erste. In solchen Situationen ist einem das berühmte holländische Phlegma sehr am Platze, ebenso die gleichgültige Ruhe der Eingeborenen. Wenn Truppen, die solche Strapazen durchgemacht haben, wieder in die Garnison zurückkehren, so sehen sie aus wie die Grasteufel, aber beißen tun sie auch!

Zölle und Abgaben.

Die Regierungseinnahmen bestehen aus: Den Einkünften der verschiedenen Monopole, als Opiummonopol, Pfandhausregie, Salzmonopol, Eisenbahnen usw. Diese werfen erkleckliche Summen ab. Weiter aus den diversen Steuern die Europäer und Eingeborenen auferlegt werden, worunter eine progressive Einkommensteuer für Europäer, die nicht drückend ist. Früher in „der guten alten Zeit" ca. 60 Jahre her zahlten die Europäer überhaupt keine Steuern und wurden doch noch Millionen nach Holland gesandt, die für die dortige Bevölkerung verwendet wurden. Dergleiche Liebesgaben gehören aber der Vergangenheit an. Jetzt werden die Einnahmen Indiens auch für Indien selbst verbraucht. Früher wurden die Eingeborenen durch hohe Abgaben und gezwungene Arbeit für die Kaffeekultur oder für Wegebau (Herrendienste nennt man das) wirklich ausgesogen. Jetzt besteht solche

Arbeit nur noch in geringem Maße und wenn auch die Steuern auf dem Javanen und Chinesen noch ziemlich hart drücken, man kann wirklich nicht sagen, daß sie übermäßig oder ungerecht verteilt sind. Man muß den Holländern nachrühmen, daß sie dieses Riesenreich ziemlich gerecht und sanftmütig verwalten. Vieles könnte sicher viel besser sein, denn die Energie der Holländer ist nur sehr minimal.

Weitere Einnahmen sind die Ein- und Ausfuhrzölle. Alle Waren mit Ausnahme der landwirtschaftlichen Maschinen unterliegen einem Einfuhrzoll von 6—12%. Alkohol wird mit 1,00 Gulden per Liter besteuert. Diese Zölle werden erhoben von allen Waren, die aus dem Ausland kommen, auch von Holland, so daß das Mutterland keinen Vorzug genießt. Die Ausfuhrzölle schwanken zwischen 2 und 10%.

Früher wurden einzelne Monopole, besonders Opium, Spiel und Pfandhaus an den Meistbietenden verpachtet, fast ausnahmslos an Chinesen. Diese Herren schreckten z. B. bei dem Opiummonopol vor keinem Mittel zurück, um dieses Genußmittel auch selbst in den kleinsten Dörfern einzuführen, sehr zum Schaden der Bevölkerung. In der Zeit waren Bestechungen der Beamten keine Seltenheit.

Jetzt hat die Regierung die Sache selbst in die Hand genommen, Fabriken für Opiumbereitung gebaut, und Verkaufsstellen für die Bevölkerung unter eigener Kontrolle. Trotzdem also die Zustände sehr verbessert sind, ist und bleibt der Opiumhandel doch ein Schandfleck jeder Regierung. Die Herren trösten sich aber damit zu sagen, daß die Schatzkiste die daraus fließenden Einnahmen nicht entbehren kann. Wer einmal in der Gelegenheit gewesen ist, Opiumkitten zu besuchen und die viehischen Szenen dort zu beobachten, bekommt einen tiefen und gründlichen Abscheu davor. Trotz strenger Bewachung, Spionage usw. blüht der Opiumschmuggel doch noch.

Auch die Pfandhauspacht benutzte der Chinese, um aus dieser schmutzigen Blume Honig zu saugen, wieder zum Schaden des kleinen Mannes. Jetzt wo den Herren Chinesen diese beiden Hauptbrunnen kein Wasser auf ihre Mühle mehr liefern, so klagen diese Herren darüber, daß sie ihr Kapital nicht mehr nutzbringend

anlegen können, denn sie verdienen lieber 30 als die hier landesüblichen 6%.

Schiffahrt.

Die Verbindung mit den Welthandelstraßen ist die denkbar beste. Von großen Dampferlinien, die direkt nach Indien fahren, nenne ich nur: Rotterdamsche Lloyd. 14tägiger Postdienst und großer Frachtdienst via Marseille—Suez—Padang—Batavia und weiteren Häfen Javas.

Stoomvaart Maatschappy Nederland. Wie der Rotterdamsche Lloyd via Genua—Suez—Colombo—Sabang—Singapore—Batavia.

Stoomvaart Maatschappy Ozean von Rotterdam, Frachtdienst.

Norddeutscher Lloyd. Passagiersverkehr via Singapore. Von dieser Linie wird vielfach Gebrauch gemacht und die Schiffe sehr gerühmt. Frachtdienst.

Deutsch-australische Dampfschiff-Gesellschaft. Frachtverkehr.

In Indien selbst sorgt die „Koninklyke Paketvaart maatschappy" für einen regelmäßigen Verkehr zwischen den indischen Häfen mit Booten, die sowohl für den Personen- als Frachtverkehr eingerichtet sind. Nur steht diese Gesellschaft nicht gerade in dem Ruf großer Pünktlichkeit und wird auch ihr Name K. P. M. häufig übersetzt mit: „Komt pas morgen." (Kommt erst morgen). Ich will aber doch hervorheben, daß Verpflegung und Bedienung auf diesen Schiffen recht gut sind. Diese Gesellschaft wird von der Regierung subsidiert, hat aber auch die Verpflichtung eine bestimmte Anzahl ihrer Schiffe im Kriegsfalle der Regierung zur Verfügung zu stellen, um Truppen nach den vorgeschriebenen Plätzen zu transportieren. Sie besitzt für die Küstenschiffahrt ein Monopol und daher sind ihre Frachtsätze sehr hoch. Der fremden Flagge ist die reine Küstenschiffahrt verboten.

Häfen.

Die hauptsächlichsten Häfen von Indien sind:

Sumatra.

Sabang (Pulu Weh) an der Nordküste von Sumatra; wird von den größten Schiffen besucht, große Kohlendepots. Wunderschöne Lage. Ist schon jetzt ein großer Konkurrent von Penang und Singapore Wurde auf Initiative von Generalgouverneur van Heutz angelegt.



Laderampe im Hafen von Tandjong Priok.

Padang. Westküste Sumatras. Künstlich angelegter sehr guter Hafen. Der schönste, den ich jemals sah! In der Nähe die Regierungskohlenbergwerke Sawa Luntu. Padang ist mit dem eigentlichen Hafen (Emmahafen) durch Eisenbahn verbunden.

Der Hafen von Medan-Deli (Belawan) ist für große Schiffe nicht befahrbar, da vor dem Fluß eine Barre lagert, die nur von Schiffen mit geringem Tiefgang passierbar ist.

Java.

Batavia. Hafen Tandjong Priok. Großer künstlich angelegter Hafen, der gerade jetzt ausgebaut wird. Befahrbar für Schiffe mit großem Tiefgang.

Semarang. Nordküste Javas. Vorläufig offene Reede, Man ist jetzt gerade damit beschäftigt, auch für diesen bedeutenden Handelsplatz einen zweckmäßigen Hafen anzulegen.

Soerabaia. Haupthandelsplatz von Indien. Bis jetzt nur offene Reede in der Straße zwischen Java und Madura. gut geschützt durch diese Insel. Im Jahr 1911 hat der jetzige Generalgouverneur den ersten Spatenstich für den neuen Hafen getan. Die Ausführung wird wohl mindestens 5 Jahre dauern. Dann aber wird er auch selbst weitgehenden Anforderungen genügen. Soerabaia ist der Hauptausfuhrhafen für Zucker, da diese Industrie gerade in Ost-Java den größten Platz einnimmt. Außer der Einfuhr und Ausfuhr nach Europa hat aber auch noch Soerabaia einen bedeutenden Transitverkehr für die Produkte der Molukkischen Inseln.

Pasuruan, Banjuwangi, Probolingo. Offene Reeden. Viel Zucker- und Copraausfuhr.

Tjilatjap. (Hafen Tjidonan). Einer der am besten angelegten Häfen von Indien. Der größte Exporthafen für Copra. In der Nähe des Zentrums der Kokoskultur, den Provinzen Banjumas und Kedu. Die Zufuhr per Staatseisenbahn betrug im Jahr 1911 57 000 Tonnen Copra. Für ein Copraexportgeschäft eignet sich dieser Hafen ganz besonders gut, worauf ich noch weiter zurückkomme.

Auf den Inseln außerhalb Javas und Sumatras kommt als guter Hafen nur noch in Betracht Makasser (Celebes). Mit bedeutendem Zwischenhandel nach den kleineren Inseln. Die Ausfuhr von Copra in 1911 betrug 40 774 Tonnen.

Von weiteren kleinen Hafenplätzen ist die direkte Verfrachtung nach Europa vorläufig noch ausgeschlossen, da die Barren das Einfahren von größeren Schiffen unmöglich machen.

Eisenbahnen.

Von wirklicher Eisenbahnverbindung kann man nur in Java sprechen. Sonst gibt es noch in Sumatra einige Bahnen, die aber vorläufig in keinem Zusammenhang miteinander stehen. Atjeh ist mit der Langsar Bai in der Nähe von Belawan-Deli durch eine Schmalspurbahn verbunden, die später bis Deli durchgezogen werden wird. Medan-Deli besitzt eine Privatbahn von 262 Kilometer Länge. Dann hat man noch eine kleine Strecke von Padang bis Fort de Kok (Paja Kombo) 210 Kilometer, wovon eine Strecke Zahnradbahn ist.



Station Soerabaja, Stadt

Die Länge der Atjehbahn beträgt 432 Kilometer.

Jetzt endlich ist die Regierung damit beschäftigt, Projekte auszuarbeiten, um auch Sumatra mit Eisenbahnen zu bedecken. Der Ausgangspunkt wird wahrscheinlich Telok Petong (Südost-Sumatra) sein, welcher Platz dann mit einer Dampffähre mit West-Java verbunden werden wird. Wahrscheinlich wird die Bahn einmal Telok—Petong—Palembang—Bengkulen und Padang mit einander verbinden, ja es wird selbst geträumt von einer Verbindung durch ganz Sumatra. Aber das liegt noch im Schoße

der Götter. In jedem Fall entschließt sich die Regierung endlich, die ganz riesigen Schätze Sumatras auch dem Handel und der Industrie durch die Anlage einer Eisenbahn mehr zugänglich zu machen. Es war aber auch die höchste Zeit.

In Java durchzieht die Staatsbahn und einige Privatbahnen ganz Java von Osten nach Westen. Es werden noch fortwährend neue Linien angelegt. Die Staatsbahn hat eine Länge von ca. 2000 Kilometer. Namentlich Ost-Java ist stark von Eisenbahnen und Dampfstraßenbahnen durchzogen und man beginnt jetzt auch mit der Anlage von elektrischen Bahnen, die aber nur dem Personenverkehr dienen. Alle Eisenbahnen und Lokalbahnen hatten in 1911 eine Einnahme von 38 990 376 Gulden, wovon allein 24 136 000 auf die Staatsbahn entfallen. Diese letztere besitzt ein Beamtenheer von ca. 15 000 Mann.

Die Verwaltung der Bahnen ist im allgemeinen eine recht tüchtige, doch könnte sie noch viel besser sein, wenn die Regierung über bessere Kräfte verfügen würde. Leider sind die meisten Unterbeamten Halbbluteuropäer, die an Laxheit dem Eingeborenen nicht viel nachgeben. Das Wort „Pflichtgefühl“ ist ihnen beinah unbekannt. Die höheren Beamten der technischen Abteilungen sind Ingenieure der Delftschen Hochschule. Wegen des schon vorhin erwähnten Mangels an geschultem Personal hat sich die Regierung entschließen müssen, fremde Ingenieure anzunehmen, die besonders in Sumatra bei der Anlage der neuen Bahn Verwendung finden. Die leitenden Verkehrsbeamten sind hauptsächlich frühere Offiziere. Diese haben sich ganz glänzend bewährt.

Die größte Privatbahn ist die: Nederlandsch indische Spoor Weg Maatschappy, die die Linien Semarang-Solo-Djokja und Semarang-Gundih-Soerabaia in Betrieb hat, außerdem noch eine Linie Batavia-Buitenzorg, die jetzt an den Staat verkauft wird.

Der Verkehr auf den Bahnen ist beinah ausschließlich Tagverkehr und nur in Zeiten, wo die Ausfuhr von Zucker, (hauptsächlich in Ost-Java in den Monaten Mai—November) sehr zunimmt, verkehren in der Nacht Güterzüge.

Die Tarife sind nicht übermäßig hoch, außerdem bestehen für manche Waren Tariferleichterungen. Der Wagenpark ist in letzter Zeit merklich vermehrt und verbessert. Unglücksfälle kommen ver-

hältnismäßig nicht viel vor, trotz des lockeren Bodens, auf dem viele Teile der Bahn haben erbaut werden müssen. Erdabstürze gehören daher auch nicht zu den Seltenheiten. Im allgemeinen kann man den Verwaltungen der Bahnen die Anerkennung nicht versagen.

Ich will hier gleich einer Eigentümlichkeit des Javanen erwähnen, die auffallend ist und seine ganze Sorglosigkeit charakterisiert. Die Streckenwärter haben nämlich die Gewohnheit, wenn sie ihre Strecke abgelaufen haben, ihr Haupt ganz ruhig auf den Schienen zu betten in der Erwartung, daß sie von dem Geräusch des ankommenden Zuges wach werden. Diese Leute haben aber einen so himmlisch festen Schlaf, daß es sehr häufig passiert, daß der Zug über sie hingeht und sie zermalmt. Solche Berichte liest man öfters in den Zeitungen.

Wege.

Ganz Java ist von gut chaussierten Wegen ca. 24 000 km lang durchzogen, die die Hauptplätze miteinander verbinden. Auf ihnen bewegen sich mit Vorliebe die hier sehr häufig vertretenen Automobile. Der sogen. „große Postweg" von West- nach Ostjava wurde von einem früheren Generalgouverneur, dem bekannten Marschall Daendels zwangsweise durch Javanen angelegt.

Obwohl auch noch bezüglich der Chausseen manches zu wünschen übrig bleibt, kann man im allgemeinen sehr zufrieden sein. Dagegen spotten die Wege nach den einzelnen Dörfern jeder Beschreibung. Wer einmal einen solchen Weg befahren hat, vermeidet es sicher wenn irgend angänglich zum zweitenmal. In der trockenen Zeit wird man von einer Lage Staub bedeckt, die Bürste und Seife Trotz bietet und in der Regenzeit sind sie für Wagen überhaupt nicht passierbar und von Fußgängern nur, wenn man Spring- und Turnübungen nicht vergessen hat. Ich habe öfters dienstlich solche Wege benutzen müssen aber ich gönne jedem das Vergnügen. Der Verkehr auf den Haupt- und Nebenwegen wird für Frachten vermittelt durch die landesüblichen

Ochsenkarren und für Personen durch zweirädrige Karren hier dos-à-dos genannt, durch ein bis drei Pferdchen gezogen, mit oder ohne Federn. Dieses gilt aber nur für Java. Den Luxus von Karren kennt man, mit Ausnahme von einigen ganz wenigen Plätzen, auf den Inseln außerhalb Javas überhaupt nicht. Auf Sumatra z. B. nur in Atjeh, Padang und Deli. Es wird aber jetzt gerade ein großer Weg angelegt von Padangdarat nach



Landesüblicher Ochsenkarren

Djambi. In anderen Gegenden sind Reitpferde oder die eigenen Beine die einzigen Verkehrsmittel. In Ostsumatra und Borneo bewegt sich der Verkehr meistenteils auf den Flüssen mit langen schmalen Booten.

Ströme.

Auf einigen großen Strömen von Sumatra und Borneo fahren Flachboot-Heckrad-Dampfer oft meilenweit in das Land herein z. B. in Palembang, Djambi, Pontianak, Bandjermassin

usw. Von der Breite und Ausdehnung dieser Riesenströme kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß man schon lange auf dem Fluß fährt, ohne dessen Ufer sehen zu können. Die Bewohner dieser Gegenden sind die echten Wasserratten und von Kind auf gewöhnt sich auf den Flüssen zu bewegen. Ich habe in Sumatra auf kleinen Flachruderbooten nur von 2 Mann gerudert, oder besser gestoßen, Touren gemacht, die mir erst ganz unmöglich schienen, in denen die Eingeborenen aber gar keine Gefahr sahen. In einer ganz schmalen Fahrrinne an



Landesüblicher dos-à-dos

meterhohen Felsufern vorbei, zwischen riesigen Steinen im Flußbett mit der Schnelligkeit eines Kurierzuges hindurch zu fahren, dazu gehören sehr starke Nerven und eine sichere Hand, die diese Leute glücklich besitzen.

In der Regenzeit sind die Flüsse stark geschwollen und dann habe ich Häuser, Tiger, Büffel, Schweine und auch Menschen im trauten Verein den Fluß hinuntertreiben sehen. Der Fluß kann manchmal in einer einzigen Nacht 5 m und mehr steigen und wehe dem, der sich nicht rechtzeitig in Sicherheit bringt. Ein großes Hindernis in diesen Flüssen bilden die Baumstämme, die

durch die Wassermassen vom Ufer gerissen werden und durch die Strömung mitgeführt irgendwo fest sitzen bleiben. Bei Hochwasser ragen sie dann gar nicht, bei niedrigem Wasserstand nur wenig über den Wasserspiegel heraus und bilden so eine große Gefahr für die Schiffahrt. Es kommt dann auch häufig vor, daß Boote gegen einen solchen „snag" anfahren und unfehlbar umschlagen. Im stark geschwollenen Strom ist es selbst dem besten Schwimmer nicht möglich, sich zu retten. In einigen Flüssen sind durch die Regierung viele dieser Stämme mit Dynamit gesprengt.

Wilde Tiere.

Über das Vorkommen wilder Tiere macht man sich in Europa noch ganz unglaubliche und sehr übertrieben verkehrte Vorstellungen. Die Menschen hier hält der Europäer noch für Wilde und denkt sich, daß die Tiger und Krokodile hier nur so frei herumlaufen. Ich bin 23 Jahre in Indien und habe davon einen sehr großen Teil im Urwald zugebracht, gebe aber trotzdem die Versicherung, daß ich persönlich niemals auch nur ein einziges wildes Tier gesehen habe, mit Ausnahme der Krokodile, die man sehr häufig in den Flüssen sehen kann. Man muß die Tiere eben aufsuchen, ebenso wie wenn man in Deutschland auf die Hasenjagd geht. Von selbst kommen sie nicht zu uns.

Wenn man aber hier in Indien auf die Suche geht, dann wird man eine Unmasse davon entdecken.

Es kommt natürlich vor, daß Menschen oder Haustiere von wilden Tieren zerrissen werden; unter diesen Fressern nimmt der Tiger wohl die erste Stelle ein. In einzelnen Gegenden werden noch seitens der Regierung Prämien für die Tötung eines Tigers bezahlt. Auch der Panther fordert manchmal Schlachtopfer. Welche abergläubische Furcht der Eingeborene vor dem Tiger hat, geht schon daraus hervor, daß er ihn „Herr" Tiger (Tuwan matjang) nennt und eigentlich nur im Flüstertone von ihm zu sprechen wagt. Wenn dem Eingeborenen

die Sache aber mal zu bunt wird und der „Herr" Tiger in einer Gegend zu viel Opfer gemacht hat, dann erwacht in ihnen die Energie. Es zieht eine Masse Menschen aus, um dem Untier den Garaus zu machen. Auch fängt man ihn in Fallen und steckt ihn dann in einen Käfig.



Erlegter Jaguar

Man kann in Indien nur noch selten die sogen. „Rampok-parteien" sehen, wobei ein Tiger gegen den Büffel in einem hohen Zaun oder umgeben von hunderten mit Piken gewaffneten Javanen kampft. Ein Gefecht, welches traditionell mit seinem Tode enden muß.

Pferde und Zugvieh.

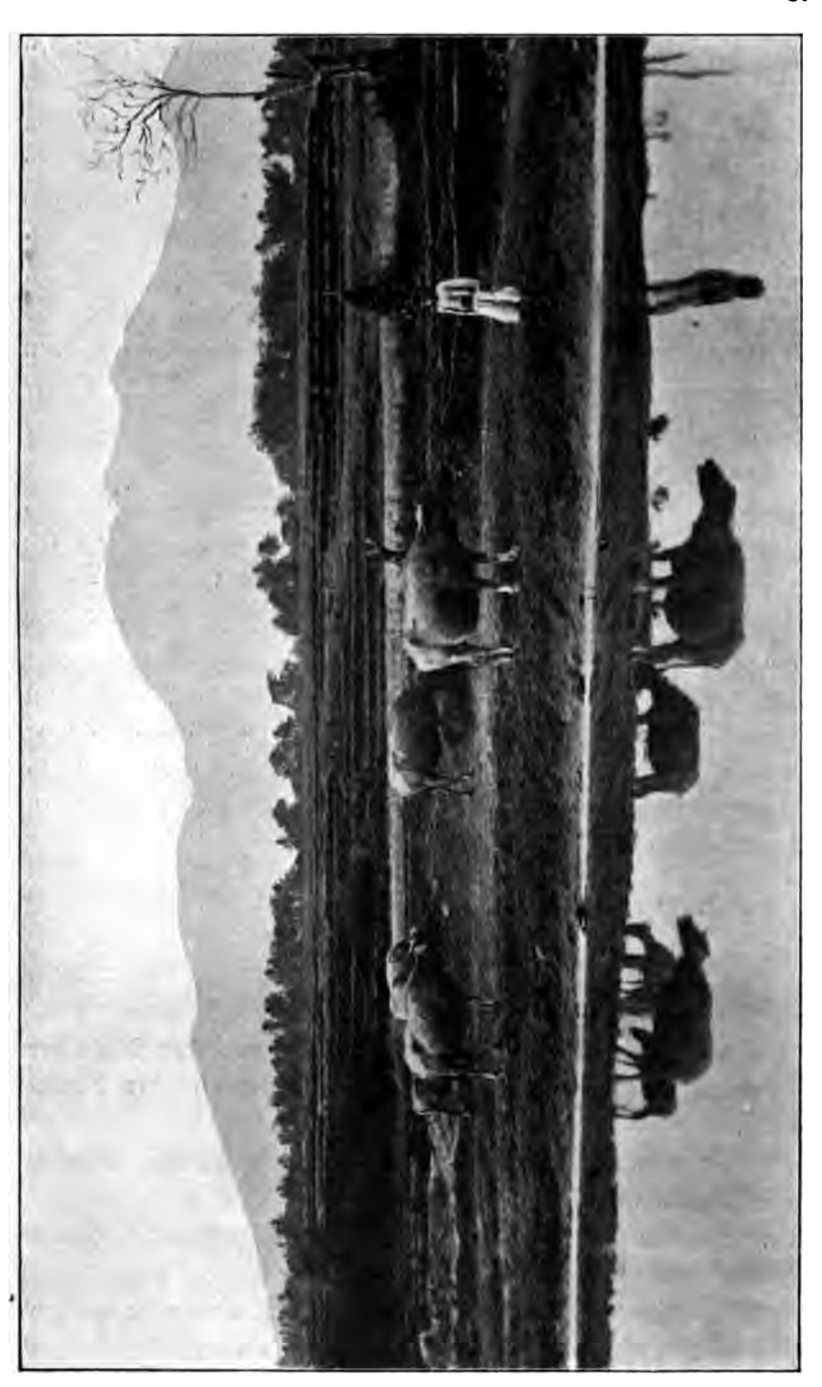
Java besitzt einen Pferdebestand von ca. 333 000 Stück und ca. 4 250 000 Stück Hornvieh. So wie früher schon erwähnt, geschieht die Verbindung auf den grundlosen Wegen im Innern

des Landes größtenteils per Ochsenkarre, in Sumatra auch heute beinahe noch das einzige Kommunikationsmittel. Im Gebirge Javas sieht man häufig kleine Pferdchen von ca. 1 m Höhe, die ruhig hintereinander laufen und Lasten von einem Platz zum andern bringen. Die Zähigkeit und Ausdauer dieser Miniatur-



Javanische Pferde

pferdchen ist ganz unglaublich. Will man schönere Pferde haben, als die javanischen, so kann man diese von den Sandelholz-Eilanden, von Makasser oder aus den Batak-Ländern von Sumatra erhalten. Der Handel in Pferden ist ganz bedeutend. Die Regierung hat, um die javanische Pferderasse zu verbessern, auf einigen Plätzen Deckhengste stationiert. Die kleinen überall



Grasende Büffel

hier bekannten Karren dos-à-dos werden von kleinen Pferdchen von ca. 1,30 m gezogen und das manchmal in einem Tempo, daß einem Hören und Sehen vergeht. Der Javane hat aber im allgemeinen kein Herz für seine Tiere und ist von Natur ein richtiger Tierquäler. Nur für seinen geliebten Büffel (Karbau) zeigt er Herz. Diese Riesentiere haben augenscheinlich eine entschiedene Antipathie gegen den Europäer, lassen sich aber von dem kleinsten inländischen Jungen ruhig zur Arbeit leiten. Es sieht manchmal geradezu hochkomisch aus, solchen Zwerg oben auf dem Rücken dieser Riesen sitzen zu sehen. Wilde Stiere (Banteng) trifft man in Java noch an einzelnen Plätzen und soll die Jagd darauf das Ideal für einen Nimrod sein.

Sehr gutes Vieh haben die Inseln Madura und Bali, schöne große Tiere, die sowohl als Zug- als auch als Schlachtvieh gebraucht werden. Zur Verbesserung auch dieser Rassen wird von der Regierung das Möglichste getan. Deckstiere sind auf einigen Plätzen stationiert.

Für Plantagenbetrieb sind nur Rinder als Zugvieh wichtig und Indien bietet sehr wohl die Möglichkeit um genügend Material zum Preise von ca. 60—80 Gulden per Stück zu erhalten. In Sumatra habe ich dagegen manchmal 125 Dollar für einen Schlachtbüffel bezahlt.

Banken.

Die hauptsächlichsten Banken sind:

Javasche Bank (Staatsbank), die auch das Recht der Notenausgabe hat. Kapital 6 Millionen Gulden plus den Notenbetrag.

Nederlandsche Handel Maatschappy. Kapital 45 Millionen Gulden.

Nederlandsch Indische Handelsbank. Kapital 12 Millionen Gulden.

Mit dieser Bank eng verbunden ist die Nederlandsch Indische Landbouw Maatschappy.

Nederlandsch Indische Eskompto Maat-

schappy. Kapital 10 Millionen Gulden.

Koloniale Bank. Kapital 10 Millionen Gulden. Reine Agrarbank.

Chartered Bank of India-Australia & China. Kapital 1,2 Millionen Pfund Sterling.

Hongkong and Shanghay-Bank. Kapital 15 Millionen Dollar.

Leider vermißt man gänzlich deutsche Banken. Nur die Ostasiatische Bank ist hier vertreten, tritt aber gar nicht



Palais des Generalgouverneurs

in den Vordergrund. Meines Erachtens wäre es, bei dem sehr großen Anteil, den der deutsche Handel hier in Indien hat, sehr angebracht, wenn sich eine tatkräftige deutsche Bank hier niederlassen würde. Es sind hier noch Millionen nutzbringend anzulegen.

Wie ersichtlich, sind hier 2 große englische Banken vertreten, die hauptsächlich mit ihren Landsleuten Geschäfte abwickeln und ganz sicher das ihre dazu beitragen, dem englischen Handel die Wege zu ebnen.

Laut Mitteilung der Javaschen Bank betrugen in diesem

Jahre die Rimessen nach Amsterdam 7,712 Millionen Gulden und die Retour-Rimessen von Amsterdam 13,435 Millionen Gulden. Der Gewinn an Kursunterschied, Kommissionen usw. ist für die Banken nicht unerheblich und daran könnten auch sehr wohl deutsche Banken teilnehmen. Auf Verschiffungsdokumente zahlen die Banken an hiesige Exporteure sofort einen Vorschuß, der in Europa mit Zinsen, Provisionen usw. abgerechnet wird, woraus den Banken ein nicht unerheblicher Gewinn erwächst.

Der durchschnittliche Rentenfuß der Javaschen Bank betrug in 1911 3½% ohne jede Veränderung in dem Buchjahr. Der Goldvorrat dieser Bank betrug am 31. März 26,323 Millionen Gulden.

II. Teil

Kultur und Handel der Kokospalme



Vorbemerkung.

In nachstehenden Kapiteln habe ich getrachtet, alles zusammen zu stellen, was mit der Kultur der Kokospalme, Coprahandel usw. im engeren oder weiteren Zusammenhang steht und für den Kaufmann oder Pflanzer wissenswert ist.

Es besteht bis jetzt nur ein grösseres Werk über Kokoskultur in Niederländisch-Indien, nämlich das Werk von Dr. van Gorkum, neu herausgegeben von Herrn Prinsen Geerlings, der aber diese Kultur auch nicht erschöpfend behandelt. So schätzenswert das Buch von Dr. Preuß auch ist, so berücksichtigt es nur speziell die Verhältnisse in den deutschen Südseekolonien, ist also für Niederländisch-Indien nicht ausschlaggebend.

Ich glaube daher, daß eine Abhandlung, welche sich speziell mit der Kokoskultur in Niederländisch-Indien befaßt, in einer Zeit, in der sich das europäische Kapital für diese Kultur erst zu interessieren beginnt, für viele von Interesse sein dürfte. Noch sind hier ungeheuer große Gelände zu bekommen, die sich ganz vorzüglich für diese Kultur eignen.

Boden.

Dr. Preuß sagt in seinem Werk über Kokoskultur, daß der beste Boden den man finden kann, für diese Kultur gerade gut genug ist. Diese Meinung ist absolut richtig, da man jetzt schon zu der Überzeugung gekommen ist, daß die Kultur der Kokos-

palme wohl eine der Kulturen ist, die erst nach einer Reihe von Jahren einen Ertrag abwerfen, aber dafür auch einen um so größeren und beinahe zweifellos sicheren. Man muß bei der Wahl des Bodens, den man mit Kokos zu bepflanzen denkt, daher äußerst vorsichtig sein. Ein Untersuch des Bodens in Tiefe von 4–6 Meter ist absolut notwendig. Man gräbt Löcher in der entsprechenden Tiefe und kann auch Gebrauch von kleinen Bohrmaschinen machen, die die Erdlagen erkennen lassen. Danach muß der Boden chemisch untersucht werden, um dem bei der Düngung Rechnung zu tragen.

Der Boden muß sein: leicht, porös, gut dräniert. Sumpfboden mit stagnierendem Grundwasser ist gänzlich ungeeignet. Ebenso schwerer Lehmboden. Tiefgründiger, sandiger, humusreicher Boden, den man vielfach in alluvialen Küstengegenden findet, ist sicher am besten geeignet.

In Indien kommt Korallenkalkboden nicht häufig vor, wenigstens nicht in Borneo und Sumatra. Man hat hier also beinah nur zu tun mit Waldboden oder Boden an der Meeresküste. Welcher von beiden vorzuziehen ist, hängt ab von der Untersuchung des Erdreichs. Wenn man Boden an der Küste erhalten kann, der die obenerwähnten Eigenschaften besitzt, so ist dieser entschieden vorzuziehen, da die Abfuhr des Produktes leichter ist.

In jedem Fall muß man darauf achten, daß nicht stagnierendes Grundwasser die Wurzeln der Palme erreichen kann, da dann die Wurzeln zu verrotten beginnen und nicht allein das Wachstum verhindert wird, sondern auch die Palme abstirbt.

Die Nähe des Meeres ist wohl erwünscht aber nicht notwendig. Seewasser schadet den Palmen nicht, selbst einzelne Überschwemmungen sind nicht hinderlich.

Der Indier sagt: Die Palme liebt die See so sehr, daß sie sich über sie neigt. Diese Neigung nach der See entsteht aber mehr durch fehlerhaftes Pflanzen und unter dem Einfluß des starken Seewindes. An sich ist Wind, nicht ausartend in Sturm, der Palme förderlich und es gewährt einen schönen Anblick, die hohen Bäume von dem Winde sich hin und her bewegen zu sehen. Es kommt niemals vor, daß eine gesunde Palme durch

Sturm umgeworfen wird, da die tausende kleinen Wurzeln, die die Palme in den Boden streckt, den Winden einen enormen Widerstand entgegensetzen.

Man darf auch nicht denken, daß jeder Boden an der Küste für diese Kultur geeignet ist. Man zieht wohl den Trugschluß daraus, weil man Palmen sehr häufig an selbst dürrem Meeresstrande noch wachsen sieht. Bei näherem Untersuchen wird man aber wohl finden, daß unter der trockenen Sandschicht sich eine



Palmen am Flußufer

schöne Lage Humus befindet, die das Wachstum ermöglicht, und daß der Sand nur in einer dünnen Lage darüber liegt.

Der für die Kokoskultur unerläßliche Regenfall ist überall in Indien genügend vorhanden. Minimum dafür ist 1,20 Meter; doch wenn der Boden selbst genügende Feuchtigkeit besitzt, so könnte man selbst mit weniger zufrieden sein. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß in Indien die Regenfälle vollständig genügend sind. Es ist hier fast ausgeschlossen, daß man in eine Gegend gerät, die so wenig Regenfall hat, daß man die nötige Feuchtigkeit durch eine Wasserleitung oder Kanäle zuführen müßte.

Bei der riesigen Ausdehnung der noch für diese Kultur geeigneten Ländereien sucht man sich eben ein Stück aus, das hohen Ansprüchen genügen kann.

Im Scherz sagt man wohl: Wenn man heute einen Spazierstock in den Grund steckt, trägt er morgen schon Früchte. Obwohl das natürlich übertrieben ist, so deutet es doch auf eine ganz außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Bodens.

Klima und Regenfall.

Beinah kein Land in der Welt hat so wenig Temperaturunterschiede als gerade Indien. An den Küsten beträgt die Durchschnittstemperatur 26—27° Celsius. Zwischen der höchsten und niedrigsten Temperatur in den Küstengegenden besteht nur ein Unterschied von 4—7 Grad.

Winde sind unregelmäßig und im allgemeinen nicht stark, selten arten sie in Sturm aus. Typhone treten hier niemals auf. Auf meinen sehr häufigen Seereisen habe ich beinah stets ganz ruhige See gehabt.

Der Regenfall ist sehr reichlich und beträgt für West-Java, Celebes und Sumatra durchschnittlich mehr als 2000 mm, ist also sehr günstig für die Kokospalme.

Für die Anlage einer Kokosplantage kommt der Boden über 600 Meter nicht mehr in Betracht, da die Palme da wohl noch wächst, aber keine Früchte mehr trägt.

Wie erwirbt man Land in Niederländisch-Indien.

Der Erwerb kann geschehen:

1. durch Kauf der Besitzrechte von der einheimischen Bevölkerung,
2. durch Erbpacht,

3. durch Abschluß eines Kontraktes mit der einheimischen Bevölkerung. (Landbau-Konzession.)

Laut Gesetz darf der Generalgouverneur von Niederländisch-Indien keinen Grund und Boden verkaufen, es sei denn ganz kleine Stücke, die speziell im Gesetz genannt sind. Nun betrachtet die Regierung alle Stücke Land, worauf niemand ein spezielles Besitzrecht beweisen kann, als Staatsdomäne, mit welchem Stück Land dann die Regierung nach Gutdünken verfahren kann. So kann z. B. dieses Stück Land verpachtet werden. Dafür sind ganz bestimmte gesetzliche Vorschriften gegeben. (Gesetz vom 9. April 1870 und folgende.)

Der Hauptparagraph dieses Gesetzes lautet: „Aller Boden, worauf nicht jemand ein Privatrecht nachweisen kann, ist Staatseigentum."

1. Auch wenn man hier eine mehr oder weniger große Plantage anzulegen wünscht, so wird man in jedem Fall darauf verzichten, die Besitzrechte der Bevölkerung abzukaufen, da dieses Verfahren sich viel zu teuer stellen würde. Es ist darum zwecklos darüber noch weiter zu sprechen, weil die beiden weiter beschriebenen Weisen entschieden vorzuziehen und billiger sind.

2. Die größte zusammenhängende Fläche, die man pachten darf, beträgt 5000 Bouws (ein Bouw = 7096,49 Quadratmeter). Wenn man aber doch ein größeres Areal zu pachten wünscht, so sucht man einfach 2 solcher nebeneinander liegender Stücke nach, womit man den Bestimmungen des Gesetzes auch genügt. Dazu reicht man an den Residenten (in den Besitzungen außerhalb Javas) eine formulierte Anfrage mit Karte oder Kartenskizze ein, die die Grenzen des angefragten Terrains angibt. Diese Anfragen werden dann durch den Resident an den Assistent-Resident des betreffenden Ressorts eingesandt, der durch eine Kommission untersuchen läßt, ob kein Eingeborener Recht auf irgend ein Stück des Geländes hat, das in Erbpacht nachgesucht wird. Nach Feststellung geht das Schriftstück wieder an den Resident zurück, der dann darüber beschließt. Der Generalgouverneur erteilt die definitive Zuweisung.

Das Terrain wird für 75 Jahre in Erbpacht überwiesen, der Pachtzins beträgt 0,25 bis 1,00 G. pro Jahr und pro Bouw.

Wenn das Land noch nicht kultiviert ist, wird gewöhnlich die Zahlung der Pacht so lange erlassen, bis das Land bestellbar ist. Für jede Provinz sind ganz genau festgestellte Vorschriften darüber gegeben. Trotz dieser Vorschriften kommt es doch vor, daß die Erledigung sehr verschleppt wird, ja die inländischen Unterbeamten scheinen sich ein spezielles Vergnügen daraus zu machen, die Angelegenheit zu verschleppen, um, wenn möglich, einen Druck auf den Pächter auszuüben, damit für sie auch ein Stückchen von der Torte abfällt. Man muß sich daher von vornherein an die richtige Adresse, das heißt, die höheren Beamten wenden, um die kleinen Schmeißfliegen zu vermeiden.

Im allgemeinen kann man sagen, daß die hiesigen Beamten und die Regierung sehr entgegenkommend sind, und als allgemeine Erfahrung feststellen, daß, je höher diese auf der Beamtenleiter stehen, man auch ein um so größeres Entgegenkommen zu erwarten hat.

In allen Provinzen besteht die gesetzliche Vorschrift, daß, wenn in dem Boden des Erbpachtgeländes sich etwa Metalle, Petroleum, Kohlen usw. finden, Stoffe, die man bergmännisch oder anderweitig explotieren kann, diese Schätze nicht dem Pächter, sondern der Regierung gehören. Die Regierung hat auch das Recht, den Boden „unter" dem Erbpachtsland an andere zu vergeben. Die Pacht bezieht sich also ganz ausdrücklich auf die Oberfläche der Erde. Es wird nach Lage der Sache nur in äußerst seltenen Fällen vorkommen, daß andere diese Schätze entdecken und man kann meistens die betreffende Konzession entweder selbst anfragen, um den Fund selbst zu explotieren oder doch an andere weiter geben. Dagegen ist dem Pächter erlaubt Steine, Sand, Kalk usw. bis zu einer gewissen Tiefe auszugraben und für seine Unternehmung zu gebrauchen.

Wie schon erwähnt, müssen Erbpächter sein: Niederländer, Ingezetene (Einwohner mit Bürgerrecht) von Niederländisch-Indien oder Aktien-Gesellschaften, die ihren Sitz in Indien haben, die also hier im Handelsregister eingetragen sind. Um den Bestimmungen des Gesetzes zu genügen, wird man, wenn man ein größeres Stück Land zur Anlage einer Kokosplantage in Erbpacht beantragen will, wohl am besten eine Aktien-Gesellschaft

gründen, die der Zustimmung des Generalgouverneurs bedarf. Die betreffende Aktie wird durch einen Notar angefertigt.

Nun hat vor einiger Zeit eine wüste Grundspekulation eingesetzt und haben Leute, die keinen Cent Kapital besitzen, große Stücke Land in Erbpacht angefragt, nicht in der Absicht, das Land wirklich zu bebauen sondern nur zum Weiterverkauf an des Landes unkundige Leute. Außerdem wurden auch öfters Stücke Land angefragt, die vollständig wertlos waren und die der sogenannte Konzessionär niemals gesehen hat. Wie gesagt, ge-



Aussicht auf der Salak Java

schah das zu dem Zweck, die Konzession auf das Land wenn möglich weiter zu verkaufen an Leute, die die einschlägigen Verhältnisse hier nicht kennen. Um diesem Gebaren einigermaßen entgegenzutreten, informiert sich jetzt die Regierung erst durch die Polizei über das Vermögen des betreffenden Herrn, sowohl wenn es Landbau als andere Konzessionen betrifft und legt außerdem dem Anfrager die Verpflichtung auf, mit der Explotation innerhalb einer bestimmten Frist zu beginnen. Auf diese Weise trachtet die Regierung nur wirklich reelle Explotanten zu bekommen.

3. Wenn man ein Terrain pachten will, das der Bevölkerung gehört, so muß man mit den betreffenden Landes-Großen (Radja) sogenannte Landbaukonzessionen kontraktlich abschließen. Dafür ist ein ganz genau im Wortlaut vorgeschriebener Text angegeben. Der Resident hat das Recht der Verleihung. Er hat darauf zu achten, daß die betreffende Bevölkerung genügend entschädigt wird, besonders wenn auf dem Terrain Nutzholz oder andere Bäume stehen, aus denen die Bevölkerung Vorteil ziehen kann. Auch dieser Kontrakt hat die Dauer von 75 Jahren. Die Bestimmungen über den Geschäftsgang sind dieselben wie bei Erbpachtsanfragen. Wieviel die Pacht beträgt, hängt ab von dem Kontrakt, den man mit der einheimischen Bevölkerung schließen kann. Die Pacht darf nicht auf einem Brett an die Bevölkerung gezahlt werden, um zu verhindern, daß die nach dem schnöden Mammon sehr lüsternen Landeshäuptlinge die eigentliche Bevölkerung über das Ohr hauten. Billiger als mit der Regierung wird man in keinem Fall abschließen. Es hängt natürlich ganz davon ab, welches Gelände man zu pachten wünscht und ob die Regierung oder die Bevölkerung Eigentümerin des Landes ist.

Copra-Handel.

Während im Jahre 1870 die Copra und der Handel in diesem Artikel noch beinah ganz unbekannt in Indien waren, betrug die Ausfuhr in diesem Artikel laut Bekanntmachung der Javaschen Bank in 1911, 193 810 Tonnen. Unsere Hausfrauen, die die Nuß täglich nötig haben, merken nur zu sehr an ihrem Geldbeutel, daß dieser Artikel viel teurer geworden ist.

Bisher basierte die Ausfuhr von Copra auf der ganz willkürlichen Anpflanzung der Bäume durch die Eingeborenen.

Butter ist in Indien für die einheimische Bevölkerung kein Konsumartikel und der Gebrauch von Schweinefett bei den Eingeborenen als Anhänger des Islams verboten. Außerdem ist dieses Fett ja nicht geeignet zur Bereitung von allen Speisen. Das Vieh züchtet man daher hier ausschließlich als Schlacht- oder Zugvieh. Milch wird beinahe nur an Europäer verkauft,

auch beschäftigen sich beinahe nur Europäer oder Chinesen mit dem Verkauf davon.

Das aus der Nuß gewonnene Öl nimmt nun für Eingeborene und für einen sehr großen Teil der Voll- und Halbbluteuropäer die Stelle der Butter ein. Wieviel Kokospalmen in Indien stehen, ist ganz einwandfrei noch nicht festgestellt, ganz sicher aber mehr als 40 Millionen Bäume. In der Provinz Kedu allein stehen ca. 9 Millionen. Die Regierung hat stets das Anpflanzen der Bäume gefördert, ja es besteht sogar noch die Vorschrift, daß jeder Dorfbewohner erst heiraten darf, wenn er dem Dorfältesten beweisen kann, daß er einige Palmen angepflanzt hat. Wohl wird diese Bestimmung nicht straff gehandhabt, aber wo man auch hinkommt, besonders in Java, in der Nähe der Wohnungen findet man diese schöne Palme, die gerade dort ganz besonders gut gedeiht. Ja der Javane, der nicht lesen und schreiben kann, berechnet sein Alter nach Kokospalmen und antwortet, wenn man ihn fragt wie alt er wäre: „So alt wie der oder der Klapperbaum." Nun ist das Alter dieser Palme ziemlich genau festzustellen, wenn man die Zahl der Blattnarben zählt; sie trägt nämlich jedes Jahr 10 bis 12 Blätter.

Die Kokospalme oder wie der Eingeborene sie nennt Klappa (Pahon klappa) eignet sich nach einem einheimischen Sprichwort zu 99 Dingen und wenn es nötig ist, wird man das Hundertste auch noch finden. Holz, Bast, Kern, Fasern, Saft, die Milch der Nuß, die harte Schale, alles hat seine bestimmte und zweckmäßige Verwendung. Die Blätter dienen zur Dachbedeckung, aus den Rippen der Blätter macht man Besen, alles, jeder, auch der kleinste Teil der Palme wird gebraucht. Der Eingeborene gewinnt das Öl entweder durch kochen oder pressen. Ich habe mir im Urwald verschiedene Male Öl durch kochen bereiten müssen, wobei natürlich nicht die Hälfte extrahiert wird. Aber es war doch geeignet, um Fleisch zu braten.

Noch vor wenigen Jahren hatte die Kokosnuß im Inneren des Landes nur wenig Wert. Es wurde damals ein geradezu verschwenderischer Mißbrauch mit der Nuß getrieben. Jeder Javane holte gerne Nüsse von dem Baum und war sehr zufrieden, wenn man ihm 1—2 Cent gab. Das Wasser der Nuß, wenn sie

jung ist, wirkt sehr erfrischend, aber macht, wie behauptet wird, schlaff, wenn man viel davon genießt.

Jetzt aber herrschen schon ganz andere Zustände. Die Ölnot begann in Europa fühlbar zu werden und so wurden hier die Exporteure angespornt, immer mehr Copra zu liefern, wofür dann auch gute Preise verlangt wurden. Während man früher 5—8 Gulden für ein Pikol (62 Kilo) zahlte, werden jetzt 60—80 % mehr bedungen. Die Folge davon war, daß der europäische Exporteur und seine Helfer, die Chinesen, mehr und mehr die Dörfer besuchten und die Nüsse von dem Javanen aufkauften. Der Javane ist sehr auf Verdienst aus, besonders, wenn er seinen lieben Körper nicht zu ermüden braucht, und ließ sich gerne Nüsse bar bezahlen, die früher wenig Wert für ihn hatten.

Jetzt werden immer mehr und mehr Bäume angepflanzt und es beginnen, wie schon erwähnt, auch schon durch Europäer geleitete Plantagen zu entstehen, da man den großen Vorteil einzusehen beginnt, den man aus der Anlage einer Pflanzung ziehen kann.

Merkwürdig genug bestehen hier in Indien nur wenig Ölfabriken und die bestehenden Arbeiten beinah nur für den einheimischen Markt. Ja, es ist selbst sehr häufig vorgekommen, daß in ein Land, welches zu den größten kopraproduzierenden Ländern gehört, Öl importiert wurde. Das ist ein Beweis, daß die Händler so viel Copra aufgekauft hatten, daß für den einheimischen Konsum an Öl nicht genügend übrig blieb.

Die Soerabaiasche Ölfabrik erhöht gerade ihr Kapital auf 1 Million Gulden; ebenso ist die Ölfabrik von Van Heel in Blitar von einem europäischem Konsortium übernommen, das die bestehende Fabrik belangreich ausbreiten wird.

Die Zentren, der bis heute durch den javanschen Landbauer noch beinah allein getriebenen Kultur der Kokospalme sind für Java die Provinzen: Kedu, Banjumas, Kediri und Banjuwangi.

Neben Kapok und Reis ist eben die Kultur der Kokospalme die einzige, die noch in den Händen des Javanen liegt, während alle anderen, die einen Fabrikbetrieb fordern, als Zucker, Tee, Kautschuk usw. nur von dem Großkapital betrieben werden. Seitens der Regierung wird viel dafür getan, um die Kokoskultur dem Javanen zn erhalten.

Der Handel in diesem wichtigen Artikel liegt beinahe ausschließlich in Händen der Chinesen und einiger sogenannten Hadjies (Leute, die die Pilgerfahrt nach Mekka unternommen haben). Diese Herren arbeiten auf folgende Weise. Sie beleihen dem Javanen eine bestimmte Anzahl Bäume zu dem ungefähren Betrag des geschätzten Ernteergebnisses, berechnet zum Marktwert. Man konnte früher annehmen, daß der jährliche Ertrag einer Palme G. 2.50 betrug und nahm als Norm an, daß ein Baum per Jahr 80—100 Nüsse zu 2½—3 Cent per Stück trug. Jetzt liegt die Sache aber anders, denn jetzt bringt ein Baum wohl das doppelte auf. In Soerabaia wird eine Nuß heute (1912) mit 10 Cent en detail bezahlt. Im Innern des Landes wird der Betrag wohl nicht mehr als 5 Cent sein, aber auch schon das Doppelte als früher.

Ich habe im Vorstehenden gesagt, daß der Ertrag eines Baumes hier 80—100 Nüsse beträgt, aber ganz sicher wird diese Zahl für Java eher zu niedrig als zu hoch gegriffen sein. Es gibt selbst Bäume, die 175 Früchte per Jahr tragen. Das ist natürlich sehr abhängig von den Gegenden, dem Alter der Bäume, der Anlage des Gartens, der speziellen Düngung und der Pflanzweite. Der Javane hat nämlich die unleidliche Gewohnheit, die Bäume viel zu dicht aneinander zu pflanzen. In gut und weitläufig angelegten Gärten wird der Ertrag, besonders wenn natürliche oder künstliche Bemistung hinzukommt, sicher höher, anders niedriger sein. Obwohl die richtige Pflanzweite 8 Meter Minimum beträgt, pflanzt der Javane die Bäume selbst auf 4 Meter Weite, was sich mit der Zeit bitter rächt, da Ratten, Käfer und alle möglichen Schädlinge so bessere Gelegenheit haben, die Palme zu vernichten. In Padang (Sumatra) ist die Käferplage augenblicklich eine sehr große.

Der Malaie, der, wenn irgend möglich, noch fauler und indolenter ist als der Javane, pflanzt in Borneo, wie mir von glaubwürdiger Seite berichtet wird, auf 3 Meter Abstand, wodurch natürlich selbst der fruchtbare Boden Indiens schnell ausgesogen wird.

Ein Baum bringt dem Javanen also 2.50—5.00 Gulden per Jahr ein. Nun leiht der Chinese dem Javanen 1.50—3.00 per Baum mit Verpflichtung seitens des Javanen, ihm so viel von dem Baum

zu liefern, bis dieser Vorschuß gedeckt ist. Der Javane ist aber in mancher Hinsicht selbst dem schlauen Chinesen noch über.

Es kommt recht häufig vor, daß der Javane in aller Seelenruhe sich denselben Baum von 2 chinesischen Händlern zugleich beleihen läßt oder ihnen Bäume anweist, die ihm gar nicht gehören.

Jeder Javane leidet stets an notorischem Geldmangel. Ich glaube, das erste Wort, das ein Kind hier lernt, ist das Wort: „Vorschuß“. Alles arbeitet mit Vorschuß. So liegen ungeheure Kapitalien in den Vorschüssen fest, die nur langsam hereingebracht werden, und öfters ganz verloren gehen. Bei allen Geschäften, Fabriken, Plantagen findet man dieselbe Erscheinung. Die Tricks und Listen, die angewendet werden, um den einmal empfangenen und öfters sofort ausgegebenen Vorschuß nicht zurückzuzahlen, sind Legion. Es gehört eine eiserne Hand und viel Takt dazu, um den Verlust so niedrig wie möglich zu halten.

Ich will hier gleich noch das Folgende hinzufügen. Der Javane, speziell der Bediente des Europäers ist ein ganz merkwürdiges Wesen. Er ergreift jede Gelegenheit am Schopf, um Vorschuß zu verlangen. (Minta Pindjim.) Dazu erzählt er seinem Herrn die unglaublichsten Geschichten. Es gibt Bediente, die, wenn man sie einige Jahre hat, es zu der stattlichen Zahl von ca. 25 Großvätern und Großmüttern bringen. Wenn man ihn dann darüber zur Rede stellt, sagt er in aller Seelenruhe: Ja, das war aber eine andere. Die Zahl der Brüder und Schwestern steigt aber in die Hunderte. Stirbt nun jemand von dieser großen Familie, heiratet ein anderer, was sehr oft vorkommt, ist bei einem von diesen Leuten etwa ein fröhliches Familienereignis zu erwarten, dann ist das ein Signal um Vorschuß zu bitten und so viel wie nur irgend möglich. Sind die Fasten geendet, dann wird gefeiert, es koste was es wolle. Natürlich wieder aus der Tasche des Herrn. In dem Fastenmonat entwickeln die Vereinsbrüder eine geradezu fieberhafte Tätigkeit.

Überall muß man im Umgang mit der Bevölkerung sich der malaiischen Sprache bedienen, die herzlich einfach zu erlernen ist. Auf den Plantagen in Java wird aber auch viel javanisch oder sundanesisch gesprochen. Das Malaiische ist aber die lingua franka.

Die inländischen Beamten sprechen auch diese Sprache, obwohl es in der letzten Zeit häufiger vorkommt, daß sie auch holländisch sprechen.

Der Chinese ist ein routinierter Handelsmann, aber auch ein prinzipieller Fälscher und Betrüger. Es ist imstande, alles zu verfälschen: Bier, Geld, Wein, Milch, kurzum alles, was man will. So werden z. B. für Flaschen mit ungeschundenen Etiketten höhere Preise gezahlt, als für solche mit verletzten, irgend einer bekannten Importmarke. Man muß sich im Handel mit diesen Herren sehr in acht nehmen.



Chinesischer Tempel Soerabaja

Der Javane trachtet nun wieder den Chinesen und dieser wieder den europäischen Großhändler über das Ohr zu hauen. Der Chinese arbeitet mit dem Großhändler vielfach auf die folgende Weise. Er läßt sich ebenfalls Vorschuß geben auf die Copra, die er im Laufe des Jahres liefern muß. Dazu wird eine Anzahl Pikol abgemacht. Wenn nun der Javane seinen Verpflichtungen dem Chinesen gegenüber nicht nachkommen kann oder will, etwa durch die Lieferung von unreifen oder ungeeigneten Früchten, dann sucht der Chinese diesen Schaden wiederum dem Großhändler in die

Schuhe zu schieben entweder durch die Lieferung dieses minderwertigen Produktes oder durch Verzögerung der Lieferung. Wenn nun der Chinese ein wohlhabender Mann ist, so wird er wenigstens danach „trachten" seinen Verpflichtungen nachzukommen, scheut aber vor keinem Mittel zurück und wird in jedem Fall versuchen, minderwertige Ware für gutes Geld zu liefern. Die Prozesse, die über den Artikel Copra geführt werden, sind daher auch hier sehr zahlreich.

Es wird vielfach und mit Recht über die geringe Qualität der auf den Markt gebrachten Copra geklagt. Kein Wunder, denn dieses Produkt ist noch gänzlich in den Händen der Eingeborenen. Trotz aller Mühe, die sich die Regierung und ihre Beamten geben, dem Eingeborenen zu Gemüte zu führen daß junges, unreifes Kokosfleisch in aller Eile über Feuer getrocknet absolut wertlos ist, sagt der Eingeborene in aller Seelenruhe: „Ja" und produziert sein schlechtes Produkt doch ruhig weiter. Man kann von Eingeborenen nicht erwarten, daß sie sich mit sorgfältiger Bereitung eines Produktes wirkliche Mühe geben. Wenn sie nur etwas Geld in die Hände bekommen, dann sind sie zufrieden. Schöne in der Sonne getrocknete Copra zu liefern und damit einen besseren Preis zu erzielen, läßt sie vollständig kalt. Das ist des Schweißes der Edlen nicht wert. Aus den Malaienstaaten kommen seitens der dortigen Handelskammern genau dieselben Klagen und auch dort weist die Kammer auf die Mühe hin, die sich die europäischen Plantagenbesitzer mit ihrem Produkt geben. In den Straits waren in 1911 schon 142 774 Acres mit Kokospalmen bepflanzt.

Es gibt aber ein Mittel, um außerhalb der Botmäßigkeit der Herren Chinesen zu bleiben und ist dies die Anlage einer Plantage großen Stils, welche Angelegenheit ich in einem folgenden Hauptstück behandeln werde.

Der größte Hafen für die Ausfuhr von Copra ist Tjilatjap, Die hiesige Staatseisenbahn transportierte im Jahre 1911 nach diesem Platz allein 57 405 Tonnen Copra.

Der Gesundheitszustand in der dortigen Gegend ist im allgemeinen günstig zu nennen. Es herrscht dort eine warme, aber gleichmäßige Temperatur. Tjilatjap, das früher für sehr unge-

sund galt, ist in den letzten Jahren sehr verbessert und die Regierung tut alles Mögliche, um den günstigen Gesundheitszustand zu erhalten und noch zu erhöhen. Diese Verbesserung ist zum Teil wohl zurückzuführen auf die großen Anpflanzungen des Fiskus. Während in den achtziger Jahren die dort liegende Garnison wegen des höchst ungünstigen Gesundheitszustandes eingezogen werden mußte, liegt dort jetzt wieder Militär, ein Beweis, daß der Gesundheitszustand sich gebessert hat, denn sonst wagt die Regierung ihr sehr teures Menschenmaterial nicht an ein solches Experiment. Dafür sind die Soldaten hier zu teuer. Bei der dort liegenden Truppe kommen Krankheitsfälle nicht häufiger vor als anderswo. Viele Copraexportfirmen haben dort ihre Kontore. Es sind jetzt gerade von der Regierung 450000 Gulden bewilligt, um den Hafen weiter zu verbessern. Es wird eine neue Rampe von 120 m Länge angelegt.

Die Frachten für Copra Soerabaia-Hamburg betrugen im Jahre 1912 ca. 36,25 Gulden per Last von 1200 kg. Für Kokosöl in Kisten oder Fässern 20,35 Gulden per Kubikmeter. Dieser Artikel wird als gewöhnliche Ladung betrachtet.

Das Kokosöl könnte in Blechkannen, zur Verladung nach Europa kommen so wie man sie für Petroleum auch gebraucht und die hier billig hergestellt werden können. Wenn man eiserne Fässer dazu verwendet, so können diese wieder leer zurückgesandt werden. Der Preis dafür ist wohl bedeutend, wozu noch der Rücktransport der leeren Fässer kommt, aber da die Fässer gut verschlossen werden können, so daß Diebstahl oder lecken wenig vorkommen, so würde sich die größere Kapitalanlage sicher gut rentieren

Der Preis der Copra schwankte in diesem Jahr zwischen 12–18 Gulden per Pikol. (62 Kilo).

Der Direktor der Javaschen Bank schreibt in seinen Mitteilungen über das Jahr 1911 wörtlich das Folgende:

„Copra gab auch in diesem Jahre wieder einen guten Ertrag. Die Ausfuhr belief sich auf 193810 t, die höchste Ausfuhrziffer, welche jemals durch Indien erreicht ist, während diese Ziffer in 1910 nur 193277 t betrug. Die Preise waren durchschnittlich ungefähr die gleichen wie die 1910 und bewegten sich zwischen

15—30 Gulden per 100 kg. In September und Oktober wurden aber verhältnismäßig sehr hohe Preise bezahlt. Der Ertrag kann dann auch zum Durchschnittspreise von 28 Gulden per 100 kg auf ungefähr 54 Millionen Gulden taxiert werden. Diese spezifisch durch Eingeborene betriebene Kultur weckt augenblicklich auch die Aufmerksamkeit des europäischen Kapitals und es werden in der letzten Zeit hauptsächlich in den Besitzungen außerhalb Javas auch für Rechnung von europäischen Unternehmern ausgedehnte Kokosplantagen angelegt."

In 1907 betrug die Ausfuhr nur 167 548 t, davon 78 946 von Java und 88 602 von den Inseln außerhalb Javas.

Man kann annehmen, daß mindestens ebensoviel oder eher noch mehr wie zum Export gelangt, im Lande selbst konsumiert wird.

Leben und Ertrag der Palme.

Die Kokospalme mit ca. 30 Arten ist über die ganze Welt innerhalb des Gebietes der Wendekreise verbreitet. Ihre eigentliche Heimat ist aber wissenschaftlich nicht mehr festzustellen. Sie erreicht eine Höhe von 25—30 Meter, hat einen graden ziemlich glatten, graubraunen Stamm, der ca. 30—60 cm dick wird und eine Krone von ca. 25 Blättern, die $3^1/_2$—5 Meter lang werden. Die Blätter haben in der Mitte eine starke Rippe und der Stamm wird durch die Blattwurzel beinahe zur Hälfte umfaßt. Es kommt höchst selten vor, daß sich die Palme in zwei oder mehr Stämme teilt. Sie wächst am besten im Tiefland; ihre Höhengrenze ist ca. 600 Meter. In höher gelegenen Gegenden wächst sie wohl noch, trägt aber keine Früchte mehr. Da wo der Stamm aus der Erde kommt, zeigt er beinah stets eine starke Verdickung, während er unter der Erde wohl ca. 6000 Wurzeln hat, die ihm einen starken Halt gegen Winde geben, so daß es zu den größten Seltenheiten gehört, daß eine gesunde Palme durch einen Orkan umgeworfen wird. Wenn die Palme ein Alter von 5—6 Jahren erreicht hat, zeigen sich die ersten Blüten, die zuerst umschlossen sind von einer länglich spitzen Scheide. Die männlichen Blüten

sind gelb, die weiblichen grün. Nach der Befruchtung fallen die männlichen Büten ab. Die Zeit der Reife beträgt 9—11 Monate. Es ist das Eigenartige der Kokospalme, daß man an jedem erwachsenen Baum Blüten, halb und ganz reife Früchte in den verschiedensten Stadien nebeneinander sehen kann. Die Ernte ist darum auch an keine bestimmte Zeit gebunden, sondern man erntet nach Bedürfnis ca. 4 mal pro Jahr. Die Frucht, welche sich entwickelt, hat eine länglich runde Form, zuerst eine gelbliche, dann später je nach der Art eine braune oder gelbe oder auch grüne Farbe. Die ausgewachsene Frucht ist ca. 30 cm lang. Unter der Außenhaut befindet sich eine starke Faserhülle (Coir) und dann der eigentliche harte Kern. In der Nuß ist das Fruchtfleisch, wovon die Copra bereitet wird und in unreifem Zustand viel Wasser (Kokosmilch), welches bei jungen Früchten einen sehr angenehmen Geschmack hat. Der Baum trägt vom 7.—60. Jahre Früchte und erreicht seine größte Fruchtbarkeit im 15.—30. Jahr. In Java trägt jeder Baum 80—100 Früchte pro Jahr, doch bin ich überzeugt, daß bei guter Pflege in einer von Europäern geleiteten Plantage, richtiger Pflanzweite, gutem Boden resp. mit genügender Bemistung, der Ertrag der Palme ein viel größerer sein kann und wird. Palmen, die in der Nähe von Häusern stehen und unwillkürlich von selbst durch allen möglichen Abfall stärker gedüngt werden, zeigen denn auch stets viel höhere Erträge, selbst bis zu 175 Früchten pro Jahr. Bei der Berechnung der Rentabilität der Plantage muß man aber nur mit, den Durchschnittsertrag, das ist ca. 100 Früchte rechnen. Erzielt man einen höheren Ertrag, so ist das reiner Gewinn.

Die ganze Nuß wiegt ca. 1½ Kilo. Aus dem Fruchtfleisch von ca. 250 Nüssen kann man ein Pikol = 62 Kilo Copra gewinnen. Pro Nuß also ca. 0,22 Kilo. Wenn man also annimmt, daß 100 Nüsse pro Jahr und pro Baum geerntet werden, so kann man aus 5 Bäumen 2 Pikol Copra erzielen. Da auf einem Bouw*) Grund ca. 70 Bäume stehen können, so kann man auf einen Ertrag von 70 × 100 = 7000 Nüssen rechnen oder ca. 1500 Kilo Copra, entsprechend an ca. 25 Pikol. Dar-

*) 1 Bouw = 7096,49 Quadratmeter.

aus kann man ca. 62 Proz. Öl extrahieren. Es ist aber, wie vorhin gesagt, sehr wohl möglich, daß die Ertragfähigkeit noch gesteigert werden kann, und in Java wird ganz entschieden mehr als dieser Durchschnitt erreicht.

Die Nuß wird hier überall von den Bäumen durch den Eingeborenen gepflückt, der ganz gemütlich in den Baum klettert mit einer affenartigen Geschwindigkeit, wozu er alle 4 Glieder gebraucht. Oben angekommen, dreht man die Nüsse ab, sie fallen dann auf die Erde. Für die Ernte in einer Plantage wäre es



Dorfstraße in Java

aber wohl recht zweckmäßig, wenn man einen Steigeapparat konstruieren würde, der in einer fahrbaren, schrägen Leiter, bestehen könnte, so wie bei der Feuerwehr im Gebrauch. Man könnte diese Leiter auch dazu benutzen, um die Bäume nach Schädlingen zu untersuchen. Die Konstruktion brauchte keine schwere zu sein, da der Javane durchschnittlich nicht mehr als 50 Kilo wiegt.

Da wie gesagt die Palme beinah das ganze Jahr hindurch Früchte trägt, ist man mit der Ernte nicht an eine bestimmte Zeit gebunden.

Die auf den Boden gefallene Nuß muß nun nach dem

Etablissement gebracht, gespalten und das Fruchtfleisch herausgeholt werden. Zu dem Transport kann man von verschiedenen Kräften Gebrauch machen, Menschen, Ochsen, oder auch Dampfkraft. Welche von diesen Arten vorzuziehen ist, hängt wieder ab von der Art des Geländes. Bei einer Plantage, die sich dem Fluß entlang zieht, besonders in Borneo und Sumatra, wird der Transport mit Ruder- oder Motorbooten wohl der am meisten ökonomische sein. Auch kämen diese Hilfsmittel zum Transport nach der See in Frage. Wenn man von Menschenkraft Gebrauch macht, so ist es zweckmäßig 2 Nüsse mit ihrem Bast aneinander zu binden und über einen Tragstock zu hängen. Der Javane trägt mit Bequemlichkeit 30—40 Kilo also 25—30 Nüsse.

Die für die Palme günstigste Temperatur ist 22° Celsius. Bei niedrigeren Temperaturen unter 10° gedeiht sie nicht mehr, trägt wenigstens keine Früchte. Wie schon in dem Kapitel Regenfall gesagt, ist dieser hier überall in Indien ausreichend vorhanden.

Wenn man den Bast der Nuß verwenden will, muß man sich entschließen, eine dafür geeignete Fabrik anzulegen. Ob das hier in Indien vorteilhaft sein dürfte, ist noch fraglich und bedarf einer besonderen Untersuchung. Mir ist nicht bekannt, daß eine solche Fabrik hier in Indien besteht. Wohl weiß ich, daß solche Fabriken in Englisch Indien (Johore) existieren, von wo aus Niederländisch-Indien mit Kokosläufern usw. versorgt wird. Der Handel darin ist ziemlich bedeutend. Ca. 15 Nüsse liefern 1 Kilo Coir.

Der Bau einer Feldbahn für Zugvieh als Bewegkraft, so wie man das hier sehr häufig bei den Zuckerfabriken sieht, würde meines Erachtens bei einer größeren Plantage das Zweckmäßigste sein und eine regelmäßige und schnelle Ernte garantieren. 1000 Meter Geleise 8—9 Kilo pro Meter Schiene kosten ca. 1800 Gulden, die Weichen pro Stück 150 Gulden. Die Eisenteile der Wagen ca. 150 Gulden pro Wagen. Die Schwellen muß das gefällte Holz liefern, so daß man nur den Arbeitslohn dafür zu rechnen hat. Den Wagen selbst könnte man sich hier aus Holz leicht konstruieren, wozu sich das hier häufig vorkommende Djatiholz (teak) vorzüglich eignet. Der Betrieb mit Lokomotiven würde wohl zu kostspielig und außerdem unnötig sein, da man bei



Vulkan Bormo

der Ernte von Kokosnüssen nicht darauf angewiesen ist, sie in ganz kurzer Zeit zu überwältigen.

Die Nüsse werden auf dem Sammelplatz aus dem Wagen gekippt und auf der Spaltmaschine gespalten. Solche Maschinen sind schon konstruiert, aber hier noch nicht verwendet. In der Herausnahme des Fruchtfleisches sind die Eingeborenen sehr geschickt.

Saat-Nüsse.

Die Auswahl der Saatnüsse ist von der allergrößten Bedeutung, da man nicht vergessen darf, daß man eine Palme pflanzt, die ca. 60—70 Jahre stehen bleibt, so daß man nicht allein für sich, sondern für seine Kinder und Kindeskinder pflanzt. Nicht genug kann ich darauf hinweisen, daß mit der größten Sorgfalt dabei vorzugehen ist. Man muß die Nüsse selbst an den Bäumen hängen sehen und nur Nüsse aussuchen von 10—30 jährigen Bäumen. Ob es möglich sein wird, eine diesen Anforderungen entsprechende Anzahl von 1 Million Stück, Saatnüsse zu bekommen, in der von mir berechneten Quantität ist noch fraglich. Man müßte dann eben seine Forderungen eventuell herabsetzen. Wenn man eine Plantage außerhalb Javas anlegt, so ist es sehr wohl möglich, daß man einen Teil der Saatnüsse aus den Beständen des dortigen Anbaus ankaufen kann. Es ist dies wohl anzuraten, da dann die teuren Transportkosten sehr verringert werden und man außerdem einigermaßen die Sicherheit hat, daß man eine Sorte wählt, die dem dortigen Boden angepaßt ist. Man wählt vollkommen reife Nüsse von rundlich-ovaler Form, mittelgroß. Die Nüsse müssen auch äußerlich tadellos sein und keine Risse und Sprünge zeigen. Sie dürfen also auch nicht von den Bäumen geworfen werden, sondern man muß sie pflücken oder in ein unten aufgespanntes Tuch werfen. An dem Schütteln der Nüsse hört man leicht, ob die Nuß gehörig reif ist oder noch zu unreif, um als Saatnuß gebraucht zu werden.

Für den Plantagenbau kommen hauptsächlich in Betracht: Klappa idjo oder mehra, das heißt grüne oder rote, besser gesagt braune Kokosnüsse. Die idjo wird vielleicht nicht so hoch als andere Sorten, hat aber das beste Fruchtfleisch, ist daher sehr gut geeignet für die Bereitung von Copra. Auch die Klappa mehra ist anzuempfehlen. Wenn man die Nüsse auspflanzt, so ist es anzuraten, daß man auf bestimmten Flächen nur „eine" Sorte pflanzt. In jedem Fall muß man die größte Sorgfalt auf die Wahl der Nüsse wenden.

Anlage der Plantage.

In dem folgenden Kapitel gehe ich von der Idee aus, daß man eine größere Plantage außerhalb Javas anzulegen wünscht. Die ersten Exploranten werden in der ersten Zeit ein richtiges Urwaldleben zu führen haben. Wenn das Gelände definitiv erworben ist, begibt sich der Administrator mit einigen europäischen Aufsehern sofort nach dem Standort unter Mitnahme von ca. 100 Kulis. Es hängt nun von der Art der Bevölkerung und von dem Entgegenkommen, das man von dieser findet ab, ob man imstande sein wird, Europäer und Kulis in vorhandenen Wohnungen unterzubringen. Wenn irgend möglich, veranlaßt man die Bevölkerung vor Ankunft der festen Arbeiter einige Schuppen zu bauen. Die Europäer werden wohl vorläufig eine Unterkunft in Hütten der Bevölkerung finden können, die man zu dem Zweck entweder ankaufen oder mieten kann. In jedem Fall muß reichlich für Nahrungsmittel gesorgt werden und in erster Linie für gutes Wasser. Da man die Gelände stets in der Nähe von Flüssen sucht und Indien im allgemeinen sehr wasserreich ist, so wird die Versorgung mit Trink- und dem unerläßlichen Badewasser im allgemeinen wenig Schwierigkeiten machen. Filter werden unerläßlich sein, um ansteckende Krankheiten so viel als möglich zu vermeiden; in jedem Fall muß das Wasser gekocht werden, um den Gesundheitszustand von weißem und braunem Personal auf einem guten Niveau zu erhalten. Das Ebnen des Bodens ist hier in Indien stets eine Arbeit, die ungünstig auf den Gesund-

heitszustand der Menschen, besonders der Europäer einwirkt. Ich habe in der Beziehung sehr böse Erfahrungen gemacht. Man muß daher mit allen Mitteln danach streben, den Gesundheitszustand soviel möglich, zu heben oder zu verbessern. Wenn ein Arzt bei der Expedition ist, so hat man selbstverständlich dessen Vorschriften zu befolgen. Es empfiehlt sich auch, nur solche Menschen zu engagieren, die schon längere Zeit in Indien sind und das Pflanzerleben kennen und daher besser imstande sind, die zahlreichen Strapazen, die damit verbunden sind, zu ertragen. Die



Bambusbrücke

erste Arbeit wird also sein das Bauen von Wohnungen für weiße und braune Menschen. Es muß dafür von vorneherein ein Platz gewählt werden, der auch später für das Bauen der definitiven Wohnungen geeignet ist. Also nicht an einem Ende der Plantage, sondern ungefähr in der Mitte, so daß später der Administrator von seiner Wohnung aus alle Abteilungen ungefähr in derselben Zeit erreichen kann, was ihm die Aufsicht darüber sehr erleichtern dürfte. Wo und wie man mit den Arbeiten anfängt, wird sehr von der Art des Geländes abhängen. Streckt sich das Gelände den Fluß entlang, so wird die Frage, wo der geeignete Platz ist,

um die ersten Wohnungen zu bauen, nicht schwierig zu lösen sein. Ist es dagegen ein Gelände, das nur zum kleinen Teil von einem Fluß begrenzt ist, so wird die Platzwahl größere Schwierigkeiten machen.

Wenn die ersten Arbeiten gefördert sind, kann man mehrere Kulis hinzuziehen und muß dann mit aller Energie mit der Urbarmachung des Geländes begonnen werden. An erster Stelle wird ein genügend großes und dafür sich ganz besonders



Eingeborene im Dorf

eignendes Stück zur Anlage von Saatbeeten bestimmt. Ob es vorteilhaft sein wird, mehr als einen Komplex von Saatbeeten anzulegen, hängt wieder von dem Gelände ab und der Anzahl bouws, die man in einem Jahre roden kann. Es muß so disponiert werden, daß, wenn die in die Saatbeete eingelegten Nüsse zum Überpflanzen reif sind, man auch schon genügenden Boden urbar gemacht hat, um die Nüsse überpflanzen zu können. Je nach der Art des Geländes wird es möglich sein, 2000 bouws*) oder mehr per Jahr urbar zu machen, vorausgesetzt, daß man genügend Ar-

*) 1 Bouw = 7096,49 Quadratmeter.

beiter bekommen kann. Da auf 2000 bouws ca. 160 000 Bäume stehen, muß man also mindestens 200 000 Nüsse in Saatbeete legen können. Die Nüsse werden mit ca. 50 cm Abstand voneinander in den Boden gelegt, worüber ich noch näher sprechen werde. Für 100 Nüsse wird man also eine Oberfläche von ca. 50 qm. nötig haben, Für 200 000 Nüsse also ca. 100 000 qm. Ich habe diese Maße sehr reichlich genommen, da man stets damit rechnen muß, daß zwischen den einzelnen Beeten Wege usw. übrig bleiben müssen.

Die Saatnüsse müssen also zu einer Zeit eintreffen, daß man den Boden, den man dafür bestimmt, um die Nüsse aufzunehmen, schon fertig hat. Dem regelmäßigen Eintritt der Regenperiode muß auch Rechnung getragen werden. Es ist nun die Frage, wie das Terrain, das man sich gewählt hat, aussieht. Wenn es stark bewaldet ist, so ist die Urbarmachung eine schwierigere, als wenn es nur wenig bewaldet ist oder selbst Strecken zeigt, die gänzlich baumfrei sind. Nur besteht im letzten Fall die Furcht, daß man dort das hier so gefürchtete Gras Alang=Alang antrifft, das den Boden aussaugt und jede Vegetation hindert. Der Boden einer guten Plantage muß glatt und von allen Baumstrünken befreit werden. Alle diese Strünke müssen aus dem Boden entfernt werden und man darf unter keinen Umständen zufrieden sein, daß man die Bäume in ca. 1 Meter Höhe von dem Boden umkappt und dann die Strünke stehen läßt, so wie es der Malaie mit seinem Reisfeld macht. Haben die Bäume Wert als Nutzholz, dann kann eventuell die Anlage einer kleinen Sägerei vorteilhaft sein, obwohl diese nur 5 Jahre höchstens bestehen könnte. Auch diese Frage ist erst nach definitiver Pachtung des Terrains zu beantworten. Jedenfalls ist die Anlage einer ganz kleinen Sägerei in jedem Fall vorteilhaft, da man das gefällte Holz leicht in der Sägerei zu den vielen Bauten von Häusern, Darre usw. zweckentsprechend bearbeiten kann. Man muß nicht vergessen, daß die Plantage sehr wahrscheinlich weit ab von allen Kulturzentren angelegt werden muß, und daher ist es sehr zweckdienlich, die Häuser mit einem gewissen Komfort anzulegen, um den Angestellten wenigstens in der Beziehung so weit wie möglich entgegen zu kommen und ihnen durch die komfortable Anlage ihrer Wohnhäuser ein gutes

Heim zu schaffen. Auch ist es ganz sicher empfehlenswert, einen bescheidenen Klub zu bauen, um für alle Angestellte einen Platz zu schaffen, wo sie sich in deutscher Gemütlichkeit abends versammeln können. Auch könnte dieses Lokal benutzt werden zu Versammlungen bei offiziellen Gelegenheiten. Pläne zu den Wohnungen müssen von einem tüchtigen Architekten, der die Verhältnisse in Indien kennt, mit allen Details gezeichnet werden. Die Ausführung davon kann dem Personal der Plantage überlassen werden. Holzkonstruktion ist die naheliegendste und billigste. In einigen Gegenden in Indien müssen die Häuser zum Schutz gegen Überschwemmungen, Ungeziefer, Schlangen und wilde Schweine ausnahmslos auf Pfählen gebaut werden. Ich habe Gegenden gesehen, wo diese Pfähle 1,80 Meter und höher waren.

Alle diese Details werden aber erst nach Wahl des Geländes festzustellen sein.

Die Anlage der Saatbeete.

Wie schon erwähnt, dienen die Saatbeete zum Entkeimen der Saatnüsse und zur Erzielung einer kräftigen Saatpflanze bis zum definitiven Überpflanzen in den Boden. An erster Stelle muß dazu ein sehr geeignetes Terrain gesucht werden, das man gut umpflügt und von allem Unkraut, Baumstrunken usw. sorgfältig reinigt. Ob man an einer oder auch an mehreren Stellen Saatbeete anlegt, hängt wieder von dem Gelände ab. Da die Beete unter fortwährender Kontrolle stehen müssen, so wird es sich wohl von vornherein empfehlen, die Beete auf verschiedenen Stellen anzulegen, was auch den Transport nach den einzelnen Pflanzplätzen sehr erleichtert. Von der Wahl eines geschickten Saatbeetgeländes hängt in sehr vieler Beziehung die Zukunft der Plantage ab.

Es gibt drei Methoden des Auspflanzens.

1. Man läßt die Nüsse nur 3 Monate in den Beeten.
2. Die Zeit ist 1—1½ Jahre.
3. Die Zeit ist 2½—3 Jahre.

Von der Wahl eines dieser Systeme hängt es ab, wie groß

man die Saatbeete überhaupt anlegt und wie weit man die einzelnen Nüsse auslegen muß.

1. Man gräbt Furchen von ca. 15—20 cm tief über das ganze Feld. Die einzelnen Furchen haben einen Abstand von ca. 50 cm und die Nüsse liegen ca. 30 cm von einander entfernt. Man muß aber darauf achten, daß bei diesem letzten Abstand die Eigenlänge der Nuß nicht mit eingerechnet ist, so daß also der Abstand von Spitze zu Spitze ca. 80 cm beträgt. Die Furchen ziehen sich symmetrisch rechtlinig durch das ganze Feld.



Gutangelegte Kokospflanzung

2 Bei derselben Furchentiefe betragen die Abstände 1 Meter resp. 50 cm.

3. Bei derselben Furchentiefe betragen die Abstände nach jeder Richtung ca. 1,50 Meter.

In jedem Fall muß das ganze Gelände, das als Saatbeet dient, in seiner ganzen Ausdehnung gut eingezäunt sein, da sowohl Schweine als auch andere vierfüßige Tiere die jungen Schößlinge der Kokos sehr lieben und durch das Abfressen davon der Plantage einen unberechenbaren Schaden zufügen würden. Als

Material zu der Umzäunung dient das Holz der gerodeten Bäume. — Die einzelnen Pfähle müssen mindestens 60 cm tief eingerammt werden, um das Untergraben durch Schweine, Ratten usw., wenn irgend möglich zu vermeiden.

Bei der Einrichtung der Saatbeete spielt der Eintritt der regelmäßigen Regenzeit eine große Rolle. Man pflanzt die Saatnüsse, wenn möglich, bei dem Eintritt der Regenzeit in die Beete. Gibt es keine regelmäßige Regenzeit, dann braucht man naturgemäß diesem Umstande keine Rechnung zu tragen. Über den Eintritt dieser Periode muß man sich gut informieren, da davon auch die Zeit des Einkaufens der Nüsse und der Transport nach der Plantage abhängt.

Wir wollen nun annehmen, daß die regelmäßige Regenzeit auf der Plantage im September eintritt.

Die Nüsse werden erst in die Beete gelegt, wenn sie ausgekeimt sind. Die Keimzeit dauert ca. 3—4 Monate. In diesem Fall müssen also die Nüsse spätestens 1. Mai auf der Plantage anwesend sein. Der Ankauf, wenn man diesen in Java vornimmt, hat also in den Monaten Februar—März zu geschehen, während April als Transportmonat rechnet. Werden die Nüsse in der Nähe der Plantage selbst eingekauft, dann wäre der Einkaufsmonat April. Diese Frage wird naturgemäß wieder stark beeinflußt sein von der Wahl des Geländes und wird abhängen von der Frage, ob man am Platz selbst geeignetes Material erhalten kann, das zur Fortpflanzung geeignet ist.

Die Nüsse, die man auf der Plantage in Empfang nimmt, müssen nochmals sehr sorgfältig nachsortiert werden. Ausrangiert müssen werden: alle Nüsse, die äußerliche Fehler zeigen. Bei dem Kapitel Saatnüsse bin ich schon auf diese Frage näher eingegangen. An dem Schütteln der Nüsse kann man nach einiger Übung leicht hören, ob die Nuß reif ist und nur noch wenig Wasser enthält. Man muß damit rechnen, daß nur ein T.il der angekauften Nüsse auch wirklich zur Fortpflanzung geeignet ist und man kann daher nicht sorgfältig genug in der Auswahl der Nüsse sein. Man wählt am besten Nüsse aus einer Plantage, die ungefähr dieselben Lebensbedingungen zeigt als diejenige, die man selbst anzulegen wünscht. Auch empfiehlt es sich, Nüsse aus einer Plantage zu

wählen, wovon der Durchschnittsertrag erfahrungsmäßig groß ist und nicht Nüsse von einzelnen Bäumen, die in der Nähe von Wohnungen stehend unter sehr günstigen Bedingungen einen abnormal hohen Durchschnittsertrag zeigen.

Wenn man in den Besitz der Nüsse gekommen ist, so legt man sie nach nochmaliger gründlicher Untersuchung an einen kühlen, schattigen Ort unter Bäumen oder Schattendächern aus, um die Nuß zum Keimen zu bringen. Es ist nicht absolut nötig,



Schlecht angelegter Kokosgarten

die Saatnüsse in die Erde einzugraben, obwohl man diese Methode in einzelnen Gegenden befolgt. Dagegen darf man auch wieder nicht die Nüsse ordnungslos auf die Erde werfen, sondern muß auch hierbei einer gewissen Regel folgen. Man legt also die Nüsse alle in einer Richtung auf die flache Seite. Auf diese Weise liegen die Nüsse entschieden am bequemsten. Man kann sie aber auch mit der Spitze nach unten etwas in die Erde stecken. Wenn die Nüsse nach 3–4 Monaten entkeimt sind (es zeigt sich ein kleiner, weißlicher Keimling außerhalb des Bastes), so sind sie reif, um in die Saatbeete gelegt zu werden. Nüsse, die nach 4 Monaten noch nicht gekeimt haben, wirft man fort,

da sie, auch wenn sie noch keimen, doch in keinem Fall einen kräftigen Stamm bilden werden.

Vielfach kommt es auch vor z. B. in Java, daß man die Nüsse zum Keimen nicht auf die Erde legt, sondern sie an kleinen Faserbündeln aus dem Bast ausgeschnitten, an Latten unter Abdächern aufhängt.

In jedem Fall muß man mit dem Überbringen in die Saatbeete so lange warten, bis der Keim ca. 15 cm aus der Faserhülle hervorragt.

Die Meinung darüber, wie man die Nüsse in die Beete legen soll, ist noch sehr geteilt. Während einige empfehlen, die Nüsse auf die flache Seite zu legen, raten andere wieder die Nüsse mit der Spitze in die Erde zu stecken.

Nach meiner Meinung sind beide Methoden gleich gut.

Arbeiter für die Plantage.

Das Arbeiterproblem ist, wie schon erwähnt, eines der schwierigsten und wichtigsten in Indien. Der beste und willigste Arbeiter für jede Unternehmung in Indien ist und bleibt vorläufig der Javane. Die malaiische Bevölkerung von Sumatra und Borneo ist ganz entschieden nicht zu gebrauchen. Nun gibt es wohl in der Südostabteilung von Borneo einige stärker bevölkerte Strecken und mir wurde von dort aus mitgeteilt, daß die Leute geschickt und geneigt wären Kuliarbeit zu verrichten und sich kontraktlich dafür zu verbinden, aber ich bin noch nicht so ganz davon überzeugt, daß diese Mitteilung mit den tatsächlichen Verhältnissen übereinstimmt. Aber sollten auch wirklich einige dieser Leute angenommen werden können, so hat man damit nur eine freche und faule Bande in Dienst genommen, die dem Javanen weder in Arbeitskraft noch Arbeitswilligkeit gleichkommt. Wohl darf man dabei nicht vergessen, daß sich nicht der beste Teil der javanischen Bevölkerung dazu entschließt, Kuli außerhalb Javas zu werden. Der Javane ist im allgemeinen sehr schollenfest und in seinen Gewohnheiten und Gebräuchen sehr konservativ. Man ist aber auf den Javanen angewiesen und

auch die großen Tabaksplantagen in Deli arbeiten beinah ausschließlich nur mit Javanen. Für bestimmte Arbeiten nimmt man dort Chinesen. Malaien kommen als Arbeiter auch dort nur selten vor. Aus den Zeitungen kann man ersehen, daß es auch in Deli vielfach vorkommt, daß europäische Assistenten der Plantagen durch Kulis ermordet oder verwundet werden. Mord wird hier aber noch mit dem Galgen bestraft und davor haben selbst die Herren Kulis trotz ihres bekannten Phlegmas doch noch Respekt. Im allgemeinen ist der holländische Richter aber



Europäer auf Tragstühlen

äußerst genau und langmütig, und es passiert daher häufig, daß eine niedrigere Strafe zuerkannt wird, als der Laie, in diesem Fall der Pflanzer, gerne wünscht oder für notwendig hält.

Die Werbung der Kulis ist geordnet durch eine sog. „Kulie Ordonnantie", worin der Arbeitskontrakt ganz genau festgestellt ist. Die Werbung wird ausgeübt durch einige Werbebureaus, die sich im allgemeinen mit ihren Helfern und Helfeshelfern keines guten Rufes erfreuen. Man ist aber auf diese Menschen angewiesen, wenn man Arbeiter für eine Plantage haben will. Gewöhnlich kann man Kulis erhalten für 100 Gulden per Kopf

franko Plantage. Der Handel in Menschenfleisch ist für die Werber ein recht einträglicher. Die Regierung kontrolliert die Kontrakte durch dafür ganz besonders angestellte Beamte. Der Kontrakt, den der Werkgeber mit dem Kuli schließt, muß ganz genau enthalten Namen, Geburtsplatz und Datum (meistens unbekannt) besondere Kennzeichen, Name der Plantage, Arbeitszeit, Lohn usw. Für jede Provinz bestehen dafür Muster, die ziemlich gleichlautend sind. Der höchste Beamte in der Nähe der Plantage hat das Recht und die Pflicht der fortwährenden



„Großer Weg“ in Batavia

Kontrolle über die Arbeiter und behandelt Klagen von beiden Seiten.

In Java beträgt der Lohn für einen Kuli ca. 25—40 Cent per Tag. Ich habe vor 15 Jahren noch 15 Cent in den Preangern bezahlt und konnte Tausende von Kulis dafür bekommen. Die Zeiten sind aber für Java auch schon vorbei, da die sich stets steigernde Nachfrage nach Menschenkräften für Plantagen sowohl in Java als außerhalb, die Löhne sehr in die Höhe getrieben hat. In Sumatra und Borneo zahlt man ca. 1 Gulden per Tag. Bessere Arbeiter und Handwerker er-

halten aber auch viel bessere Löhne und verdient z. B. ein Maurer 1—2 Gulden per Tag. Besonders ist dies der Fall in den größeren Städten Javas, wo augenblicklich eine wahre Bauwut herrscht.

Der Javane ist aber auch in punkto Verdienst ein sehr merkwürdiges Wesen. Man sollte meinen, daß, wenn er per Tag statt 25 auf einmal 50 Cent verdienen kann, er freudig den größeren Verdienst annehmen werde. Mit nichten! Der Javane kalkuliert ganz anders. Er sagt so: Ich brauche zum Leben per Tag 25 Cent, also muß ich 6 Tage arbeiten à 25 Cent. Wenn mir also 50 Cent per Tag geboten wird, dann brauche ich nur 3 Tage zu arbeiten.

Die andern Tage verbringt er dann auf der Bärenhaut. Die Leute sind nun mal nicht anders.

Schädlinge.

Dieses Kapitel kann glücklicherweise ziemlich kurz sein. Die Hauptschädlinge sind: der Mensch, das Schwein, das Eichhörnchen resp. die Ratten und einige Sorten Käfer.

Der Mensch. Die Schädlichkeit dieses zweifüßigen Tieres beginnt erst, wenn die Früchte reif werden. Dann üben sie auf die Umwohner einer Plantage einen besonders starken Reiz aus, der sich darin äußert, daß jede Nacht eine größere oder geringere Menge Nüsse spurlos verschwindet. Der Einwohner von Indien erntet nämlich am liebsten ohne gesät zu haben. Er huldigt in der Beziehung ganz Marxistischen Ideen, die ja sagen, daß Eigentum Diebstahl ist. Nun gibt es aber wohl Mittel sich gegen diese Kommunisten zu schützen, nämlich: Wächter, gute Reitpeitschen und eventuell ein Gewehr. Welches Mittel das zweckmäßigste ist, muß die Erfahrung lehren, die man mit der betreffenden Bevölkerung macht. Ich erwähne die Reitpeitsche. Nun ist auch hier in Indien das Schlagen verboten, ganz zweckmäßig nach dem Grundsatz, daß niemand sein eigner Richter sein darf. Aber wenn ich für jeden Jagdhieb, der hier in Indien fällt, nur einen

Cent bekäme, so wäre ich schon sehr reich. Das systematische Prügeln finde ich auch schändlich, aber mit einem gelegentlich, zur rechten Zeit angebrachten Hieb, den die Eingeborenen auch sehr gut zu würdigen wissen, erreicht man oft Wunder. Es kommen in der letzten Zeit auf Unternehmungen häufiger Morde resp. Totschläge vor, die hauptsächlich ihre Ursache finden in rohem und taktlosem Auftreten der Plantagenaufseher. So wurde kürzlich der Administrator der Kohlenmine Pulu Laut, ein Deutscher ermordet, der auch zu harthändig mit den Kulis umgesprungen war. Deli (Medan) ist das klassische Land für solche Morde. Wenn ein Aufseher den Mord oder Totschlag provoziert, indem er den Arbeiter schlug, so werden diesem mildernde Umstände zugebilligt. Wenn das aber nicht der Fall ist, so führt der letzte Weg des Missetäters unfehlbar nach dem Galgen. Ich habe früher mal in Deli 5 solcher Herrn Chinesen nebeneinander aufhängen sehen, die einen deutschen Plantagenaufseher einfach zerhackt hatten. Früher fanden diese Exekutionen öffentlich, jetzt im Hofe des Gefängnisses statt. Wird das Todesurteil aus einem oder anderem Grund nicht ausgesprochen, so erhält der Totschläger 10—20 Jahre Zwangsarbeit. Man bezeichnet solche Gestrafte hier mit dem charakteristischen Namen: Kettenjungen. Sie tragen stets einen braunen Anzug und verrichten die schwerste Arbeit. Auch müssen sie den militärischen Expeditionen folgen.

Das Schwein. Von diesen Tieren wimmelt es hier in Indien. Besonders in den von Mohammedanern bewohnten Gegenden ist die Vermehrung sehr stark, da diese sich nicht dazu entschließen können, das unreine Tier auch nur anzufassen, geschweige denn zu essen. Durch europäische Nimrods wird aber Jagd darauf gemacht und es gibt selbst Leute, die ganz von dem Ertrag dieser Jagd leben. Von dem Fleisch machen sie das hier so beliebte Gericht „Deng-Deng", das heißt getrocknetes Schweinefleisch. Man sieht es häufig auf dem indischen Mittagstisch.

Es kommt nun darauf an, die jungen Pflanzen vor den Schweinen zu beschirmen, da die größeren Bäume für sie unerreichbar sind. Saatbeete müssen sorgfältig mit Zäunen umgeben, die Pfähle ziemlich tief in den Grund gegraben, oder selbst ein

tiefer Graben mit Hindernissen angelegt werden, um zu verhindern, daß die Schweine sich unten durchgraben. Wächter mit Gewehren sind ein probates Mittel, so daß man nicht allein die Plantage hütet, sondern auch noch für frisches Fleisch sorgt, ein außerhalb Javas nicht zu unterschätzender Vorteil. Wer es einmal mit durchgemacht hat, längere Zeit ohne frisches Fleisch sich behelfen zu müssen, der weiß was es für eine Tortur ist. Meine Erfahrung hat mich nun aber wohl gelehrt, daß man doch noch eher ohne frisches Fleisch, als ohne frisches Gemüse leben kann. Es müßte eine der ersten Arbeiten auf einer Plantage sein, einen genügend großen Gemüsegarten anzulegen, um wenigstens die Europäer stets mit frischem Gemüse versehen zu können. Wenn man gezwungen ist, längere Zeit von Konserven zu leben, dann schmeckt man schon nach kurzer Zeit nicht mehr, ob man saure Gurken, Kompotte oder Salzhering ißt. Ja ich bin überzeugt, daß das Blech ebenso schmeckt, obwohl ich es nicht probiert habe.

Von mancher Seite wird anbefohlen die Schweine mit Arsenik zu vergiften, indem man das Gift auf junge Maiskolben unter die Blätter streicht. Ich bin nicht sehr eingenommen von diesem Verfahren, da es mir für die umwohnenden Menschen zu gefährlich dünkt, um so mehr als die hiesige Bevölkerung in der Beziehung einem geradezu bodenlosen Leichtsinn huldigt, so daß es ganz sicher vorkommen würde, daß man mehr Menschen als Schweine tötet. Übrigens kennt der Eingeborene das Gift sehr gut und nennt es Warang, man kann es pfundweis auf allen Märkten kaufen.

Eine Umzäunung der ganzen Plantage mit Stacheldraht ist aus finanziellen Gründen wohl ausgeschlossen.

K o k o s r a t t e n (Badjing). Über diese wirklich reizenden Tierchen habe ich schon einiges in einem früheren Kapitel erzählt. Sie sind grau, haben eine Länge (ohne Schwanz), von ca. 15 cm und einen buschigen Schwanz. Sie ähneln unsern Eichhörnchen besonders durch ihre reizend graziösen Bewegungen und man kann wirklich seine Freude daran haben, die zierlichen Tierchen von Blatt zu Blatt springen zu sehen. Besonders wenn sie verfolgt werden, machen sie Sprünge, die jedem Clown Ehre machen würden. Leider ist der Schaden, den sie in einer Kokosplantage an-

richten können, ein ganz gewaltiger, da sie sich ein kindisches Vergnügen daraus machen, so viel Nüsse als irgend möglich am Stiel abzubeißen, ohne sie zur Nahrung zu gebrauchen. So vernichten sie viel mehr, als sie selbst verzehren können. Auf sie wird mit Schrotflinten eifrig Jagd gemacht und kann diese Plage bei einiger Aufmerksamkeit niemals groß werden. Das Aus-



Eingeborener erklettert eine Palme

streuen von Gift in die Kronen der Palmen ist weniger anzuraten, da man wie gesagt äußerst vorsichtig damit sein muß.

Ratten. Was von den Eichhörnchen gesagt ist, kann man auch ebenso von den Ratten sagen, die in Indien sehr zahlreich sind. Ein Kranz von Blech um den Baum auf einem Meter Höhe angebracht, ist ein sehr probates Mittel, um den Tieren das Heraufklettern und in die Kronen der Bäume einnisten, unmöglich zu machen. Wenn erst Reinkulturen von Typhusbazillen in

großer Masse hergestellt werden können, die nur auf diese schädlichen Nager übertragbar sind, dann wird die Menschheit von einer großen Plage befreit sein. Als im Malangschen die Pest heftig herrschte, wurden Millionen Ratten gefangen, wofür die Regierung Prämien zahlte. Dieses Mittel könnte man eventuell auch auf die Plantage anwenden.

Käfer. Diese Tiere sind ganz entschieden die gefährlichsten Feinde der Plantage. Ich hatte letzthin Gelegenheit, eine kleinere Plantage zu besuchen, die fast vollständig von den Käfern zerstört war. Ich konnte an den meisten Bäumen die charakteristischen Löcher konstatieren, die die Käfer bis 25 cm tief hineingebohrt hatten. Einige konnte ich mit einem kleinen Haken leicht herausziehen. Die Palmen waren durch beide Hauptschädlinge, den Oryctes rhynoceros und den Rüsselkäfer (Rhynchophorus ferrugineus) angefressen. Bei einigen Bäumen waren die Kronen schon herabgefallen und wieder andere zeigten das Charakteristikum, daß der Stamm sich ganz auffallend oben plötzlich verjüngte. Die Blätter waren gelb und abgefressen und fielen ab. Es war ein höchst trostloser Anblick. Der Besitzer war aber selbst daran schuld, denn Jahrelang war die Plantage nicht gereinigt und das Unterholz wuchs mächtig auf. Da auf diesem sonst für die Kokoskultur sehr geeigneten Land Jod- und Petroleumquellen entdeckt waren, so widmete sich der Besitzer lieber diesen mehr lukrativen Erzeugnissen, die ihm schneller einen größeren Vorteil brachten.

Beide Sorten Käfer sind hier in Indien sehr häufig. Ich nenne nur die beiden Hauptarten, obwohl es auch noch einige Spielarten gibt.

Oryctes Rhynoceros (Nashornkäfer) oder hier Klappertor genannt. Der männliche Käfer ist ca. 4—5 cm lang, dunkelbraun, und hat vorne ein Horn auf dem Kopf. Die Larve ist ca. 7 cm lang, groß und dick und ich habe sie im eigenen Fett gebraten von Eingeborenen mit Vergnügen verspeisen sehen. Schon der Aussaat ist dieser Käfer gefährlich, da er einen Kanal in die Erde gräbt, um die Keimlinge zu erreichen; dann frißt er den jungen Sproß aus. Sind dagegen die Palmen schon älter, so bohrt er ein Loch unter dem Platz, wo der Ansatz des Blattes ist. Ist das Herz

der Palme nun von dem Käfer erreicht, so kann man das sofort deutlich daran erkennen, daß die Blätter beginnen, schlaff niederzuhängen und die jungen Blätter aussehen, als ob sie an den Spitzen abgefressen sind. Der schöne Anblick, den die Palme bietet ist vollständig hin. Der Käfer fliegt gegen Abend aus, sucht sich eine Palme und beginnt dann rasch sein Zerstörungswerk, indem er einen Gang gräbt und darin dann den Tag über



Durch Nashornkäfer beschädigte Palme

in aller Ruhe sitzen bleibt. Mit einem Stock, woran sich ein kleiner Haken befindet, kann man ihn aus der Palme ziehen, wenn der gegrabene Gang gerade ist, sonst muß man ihn mit Schwefeldampf töten. Das Loch muß man dann mit entsäuertem Teer dichten. Das Weibchen legt die Eier auf trockene Blätter, Abfall, Baumstrunke, Mist usw. und man muß darum trachten, diese Brutplätze zu vernichten oder entfernen. Mistplätze legt

man darum in gemauerten Gruben an, die ordentlich mit einem Deckel geschlossen werden können.

Rhynchophorus ferrugineus oder Rüsselkäfer (Palmbohrer), dunkelbraun oder mattschwarz. Länge ca. 3 cm. Im Gegensatz zu dem Nashornkäfer ist dieser Käfer in ausgewachsenem Zustand nicht schädlich, sondern nur dessen Larve. Das Weibchen legt nämlich die Eier in die Wunden der Palme und die Larven bohren in den Stamm stets größer werdende Gänge bis in das Herz des Baumes. Da die Kanäle im Beginn nur sehr klein sind und nur ganz allmählich größer werden, ist es zunächst sehr mühsam, die Larven zu finden. Ihre Kokons formen sie dicht an der Außenwand der Palme. Die Blätter der Palme verdorren und fallen ab, woran man dann merkt, daß die Palme angekränkelt ist. Man muß darum trachten, das Insekt selbst zu vernichten.

Die Bekämpfung dieser beiden und der anverwandten Schädlinge ist recht mühsam. In erster Linie muß man daher darauf achten, die Plantage so sauber als möglich zu halten. Trockene Blätter sammeln und verbrennen, Misthaufen dicht decken. Auch dürfte es sich ganz sicher empfehlen, Prämien für die Jagd auf die Käfer zu zahlen, an welcher Jagd sich die Kinder auf der Plantage sicher gerne beteiligen würden. Die Bäume dürfen keine Wunden zeigen und die Blätter nicht von den Bäumen gerissen werden, sondern man muß sie von selbst abfallen lassen. Sind noch andere Plantagen in der Nähe, so empfiehlt es sich, gemeinsam gegen die Käferplage vorzugehen, wozu sich die betreffenden Administratoren sicher gerne verstehen werden, da es ihr eigenes Interesse mit sich bringt.

In Singapore besteht eine Verordnung seitens des Gouverneurs, die Käfer zu bekämpfen, da man den riesigen Schaden, den sie anrichten können, wohl einsieht. Ich halte das System der Prämienzahlung für ein der inländischen Bevölkerung sehr angemessenes, da die inländischen Jungens ganz sicher mit Wonne darauf eingehen würden, die Käfer zu fangen.

Kosten-Rechnung einer Plantage, groß 10 000 Bouws = 7000 Hektar.

Berechnung für 10 Jahre.

Nr.	Posten	Einzelbeträge	Gld.
1.	Pacht des Geländes 0,25 per Bouw und per Jahr Gld.		25 000,00
2.	Abfindung der Bevölkerung		250 000,00
3.	Vermessung		15 000,00
4.	Reise zum Untersuchen des Geländes		6 000,00
5.	Wohnungen für		
	1 u. 2 Administrator	12 000,00	
	Buchhalter . . .	4 000,00	
	20 Aufseher . . .	40 000,00	
	Bureaumobiliar .	4 000,00	60 000,00
6.	Arbeiterwohnungen		50 000,00
7.	Copradarre, 2 Gebäude		20 500,00
8.	Holzsägerei-Maschinen.	6 000,00	
	Transport	1 500,00	
	Gebäude	2 00000	9 500,00
9.	Personal für Darre und Sägerei erster Maschinist		
	350,00 × 12 × 10	42 000,00	
	5 inländische Mandurs		
	100 × 12 × 10	12 000,00	54 000,00
10.	Gerätschaften zum Fällen der Bäume		12 000,00
11.	2 Maschinen mit Lokomotiven zum Roden . . .		15 000,00
12.	Personal dafür		15 000,00
13.	Reise des europäischen Personals nach der Plantage		4 000,00
14.	Werbegelder für Kulis		60 000,00
15.	do. do.		60 000,00
16.	Ankauf der Nüsse zum Pflanzen inkl. Transport		200 000,00
17.	Urbarmachung des Geländes		1 500 000,00
18.	Einrichtung der Pflanzschule		50 000,00
19.	Schattendächer		10 000,00
20.	Vernichtung des Ungeziefers		25 000,00
21.	Grundbearbeitung, pflügen usw.		60 000,00
22.	Anlage der Wege		75 000,00
23.	Unterhaltungskosten der Pflanzschule		50 000,00
		Summa:	2 625 500,00

Übertrag:	2 625 500,00
24. Graben der Pflanzlöcher	40 000,00
25. Umrasterung der Saatbeete	15 000,00
26. Überpflanzen der jungen Pflanzen	30 000,00
27. Überpflanzen und Füllen der Löcher	30 000,00
28. Düngung	60 000,00
29. Unterhaltungskosten von 5—10 Jahre . . .	300 000,00
30. Ersatz der toten Bäume	30 000,00
31. Vernichtung von Mäusen und Schweinen . .	25 000,00
32. Reparaturen der Gebäude	10 000,00
33. Zugvieh Schmalspurbahn, Pferde usw. . . .	150 000,00
34. Gehälter	800 000,00
35. Zinsverlust	400 000,00
36. Reserve	250 000,00
Zusammen Gld.	4,765,500,00

Zu den einzelnen Posten bemerke ich noch:

1. Um 10 000 Bouws bepflanzbares Land zu erhalten, muß man sicher 12 000 Bouws pachten, da selbst bei dem besten Komplex einige Stücke sein werden, die sich weniger für die Bepflanzung eignen. Außerdem fallen durch das Bauen der Wohnungen, Anlage der Pflanzschule und Wege usw. ganz sicher 10% von dem Areal aus.

Ich will hier gleich vorausschicken, daß bei der Berechnung der Anlage ich nicht die günstigsten, sondern die ungünstigsten Zustände angenommen habe. Es ist darum also sehr wahrscheinlich, daß sich die Kosten geringer, aber niemals größer stellen werden. Ich habe z. B. angenommen, daß man schweres Urwaldgelände pachten muß, daß der Transport von und nach der Unternehmung teuer ist, daß die Kulis viel Geld kosten, daß man von der Bevölkerung wenig oder gar keine Hülfe erwarten kann, also mit einem Wort, daß die Anlage schwierig und kostspielig ist. In Wirklichkeit wird sich die Sache ganz sicher viel günstiger gestalten. Außerdem mache ich von vorneherein darauf aufmerksam, daß die Beträge für die einzelnen Punkte sehr anfechtbar sind, da es äußerst schwierig ist, ohne ein ganz bestimmtes Gelände im Auge zu haben, die Kosten genau vorher zu bestimmen. Es ist darum sehr wohl möglich, daß andere die Sache, an der Hand von schon

gemachten Ausgaben für solche Plantagen die einzelnen Punkte anfechtbar finden.

In dem Kapitel Erbpacht habe ich über den Erwerb von Land einiges gesagt. In den Besitzungen außerhalb Javas wird die Pacht sicher nicht mehr als 0,25 per Bouw betragen, die dabei in den ersten Jahren auch noch erlassen wird, wenn die Plantage noch nicht rentiert. Trotzdem habe ich den ganzen Pachtzins in die Berechnung aufgenommen.

2. Die Abkaufssumme der Besitzrechte der Bevölkerung ist auf



Schleusen in Soerabaja

den Inseln außerhalb Javas sehr viel geringer als in Java, da man sich noch ein Stück Land aussuchen kann, wofür wenig an die Bevölkerung zu zahlen ist. Man muß nur verstehen, mit den einheimischen Fürstchen umzugehen.

4. Bevor man sich zu dem Ankauf eines Landes entschließt, muß dieses, wie schon erwähnt, gründlich untersucht werden, ob es auch für die Kultur von Kokos geeignet ist. Dazu ist eine Reise von 2 Herren, die gründliche Kenner von Land und Leuten sind, erforderlich. Diese müssen auch die Unterhandlungen mit den

einheimischen Fürsten führen können. Eine kleine Bohrmaschine muß mitgenommen werden, um Grunduntersuchungen gründlich zu bewerkstelligen. Die dafür angesetzte Summe ist sicher nicht zu hoch gegriffen, da sich die Herren besonders für eine Reise nach einer der Inseln außerhalb Javas tüchtig verproviantieren müssen, und solche Reise mindestens 3 Monate dauern wird.

5. Wohnungen. (Siehe auch Kapitel Anlage der Plantage.)

Die Wohnungen müssen dem Klima entsprechend gebaut werden. Auf den Inseln außerhalb Javas ist die Anschaffung



Batavia

von Ziegeln oft recht schwierig. So habe ich z. B. in ganz West-Borneo nur ein einziges, sehr kleines Haus aus Ziegeln gesehen. Man zieht daher Holzkonstruktion vor. Besonders wenn man ein Urwaldgelände erhält, dessen Bäume das nötige Material liefern, ist diese Konstruktion billigkeitshalber entschieden vorzuziehen. Man kann die Zeichnungen dafür von einem geschickten Architekten anfertigen lassen und überläßt die Ausführung davon dem Administrator und Maschinisten, da in Indien jeder dieser Herren auch schon in die edle Baukunst hineingesehen hat, um

imstande zu sein, solchen Bau leiten zu können. Die dafür angesetzten Beträge dürften sicher genügend sein.

6. Arbeiterwohnungen. Außerhalb Javas müssen für alle Kulis Wohnungen gebaut werden, da man ruhig annehmen kann, daß dort keine geeigneten Wohnungen für die Leute existieren. Welches Material dafür verwendet werden muß, hängt ab von der Wahl des Geländes. Leichte Holz- oder Bambuskonstruktion ist sicher genügend. Wenn irgend möglich, baut man die Häuser zusammen in ein oder mehreren Komplexen.



Postpferde in Java

7. Copradarre. In Neu-Guinea kosten solche Gebäude 10000 Mark pro Stück. Da ich dafür für Indien 10000 Gulden angesetzt habe, so dürfte diese Summe mehr als ausreichend sein.

8. Holzsägerei. Ob es zweckdienlich sein wird, eine Sägerei einzurichten, hängt wieder ab von der Wahl des Geländes. Außerhalb Javas wird es ganz sicher vorteilhaft sein, besonders wenn auf dem Terrain Nutzholzbäume vorkommen, die man dann zum Verkauf in der Sägerei verarbeiten läßt. Wenn das Land aber gänzlich gerodet ist, so hat die Anlage keinen weiteren Wert für die Plantage und müßte abgebrochen und verkauft werden. Bei dem Bau

von Häusern würde eine Sägerei von sehr großem Nutzen sein. Personal dafür kann man in Indien bekommen.

9. Der hierfür bestimmte Maschinist kann nach Beendigung der Arbeit in der Holzsägerei die Arbeiten an den Darren leiten. Es sind darum die beiden Posten zusammen ausgezogen.

10. Gerätschaften zum Fällen der Bäume und der weiteren Grundbearbeitung schafft man am besten in Indien selbst an, da die hiesigen Eisenhändler ganz genau wissen, welche Gerätschaften für die hiesigen Arbeiter am besten geeignet sind. Der Javane ist nämlich ein sehr konservativer Herr und gebraucht nur Gerätschaften, die er kennt, wenn sie auch noch so unpraktisch sind. Er pflügt z. B. noch immer mit demselben Pflug wie vor 500 Jahren.

11. und 12. Ob man diese Maschinen nötig hat, ist fraglich, da es hierbei wieder auf die Art der Bewaldung des Geländes ankommt. Das Terrain muß nicht allein von allen Bäumen, sondern auch von den Wurzeln vollständig gereinigt werden. Wenn der Malaie in Borneo oder Sumatra seinen Reis pflanzen will, so verfährt er wie ich schon in dem Kapitel Sumatra näher beschrieben habe. Der Reis, der aber auf diesen Ladang-Feldern wächst, ist gar nicht zu vergleichen mit dem Javareis.

13. Die höheren Beamten reisen auf dem Schiff 1. Klasse, die anderen 2. Kulis reisen als Deckpassagiere.

14. In dem Kapitel Kuliwerbung schon ausführlich besprochen.

Man muß damit rechnen, daß man in den ersten 10 Jahren mindestens 2 mal Kulis anwerben muß, da durch Tod, Ausreißen usw. viele Arbeiter im Laufe der Zeit ausfallen. Viele werden aber wohl dauernd auf der Plantage bleiben, wenn ihr Kontrakt abgelaufen ist. Wie schon erwähnt, wird man außerhalb Javas auf Hilfe der Bevölkerung wenig oder gar nicht rechnen. Augenblicklich herrscht trotz der enormen Bevölkerung in Java doch beinahe überall Arbeitermangel.

17. Die Größe dieser Summe wird bestimmt durch das Gelände, da es davon abhängt, ob dieses schwierig oder leichter zu bearbeiten ist. Man nimmt in Java im allgemeinen an, daß ein Arbeiter imstande ist einen Bouw Grund, wenn nicht zu schwer bewaldet, in zwei Monaten bepflanzbar zu machen. Zwei Ar-

beiter würden dazu einen Monat gebrauchen. Das kostet in Java an reinem Arbeitslohn 30—40 Gulden ohne Hinzurechnung von anderweitigen Kosten. Die Kosten für europäisches Personal usw. habe ich auch wie ersichtlich apart berechnet. Um nun in der Berechnung nicht fehl zu gehen und um sie nicht zu niedrig anzuschlagen, wurde in der Berechnung der Gedanke zu grunde gelegt, daß man außerhalb Javas 4 Arbeiter nötig hätte, um einen Bouw Grund in einem Monat urbar zu machen, da in den Inseln außerhalb Javas der Kontraktkuli auch für die Tage bezahlt werden muß, an denen er z. B. durch Krankheit verhindert ist zu arbeiten. Das bezeichnet immerhin einen Ausfall von Arbeitskräften. Da der Arbeitslohn in den Besitzungen außerhalb Javas ca. 1,00 G. pro Tag beträgt, so stellt sich der Arbeitslohn für einen Bouw Grund auf 4 × 1 × 30 oder 120,00 also für 10 000 Bouws auf 1 200 000 Gulden. Um nicht fehl zu gehen, habe ich aber 1 500 000 berechnet.

Wenn nun also 4 Kulis einen Bouw in einem Monat roden können, so können 400, hundertmal so viel oder 100 Bouws in einem Monat roden, so daß also 10 000 Bouws ungefähr 5 Jahre dauern werden, wobei ich aber keine Rücksicht genommen habe auf die Verwendung der Maschinen. Mit Hilfe davon dürften sicher nicht mehr als 4 Jahre nötig sein. Wenn man in Borneo Hilfe von den Dajackern bekommen kann, so würde sich diese Sache sicher schneller abwickeln lassen.

21. Wenn das Gelände gerodet ist, muß es gut planiert und pflanzklar gemacht werden. Das ist natürlich wieder abhängig von der Art des Geländes.

22. Zwischen den einzelnen durch Assistenten verwalteten Abteilungen müssen zu allen Zeiten befahrbare Wege angelegt werden, da der hiesige Pflanzer meistenteils von einem „Buggy" Gebrauch macht, um sich zu den Arbeiten in den Abteilungen zu begeben. Auch muß der Hauptadministrator stets in der Lage sein, sich schnell nach allen Abteilungen begeben zu können. Da der Transport der Nuß nach dem Etablissement eigentlich das ganze Jahr nicht still steht, ist es schon aus diesem Grunde absolut notwendig, daß gute Verbindungswege vorhanden sind. Über die Anlage einer Feldbahn ist schon früher gesprochen.

28. Ob die Düngung schon in den ersten Jahren einzusetzen hat, hängt wieder von der Wahl des Geländes und der Bodenprüfung ab. Die Erde müßte dazu chemisch untersucht werden, um festzustellen, welche Stoffe eventuell darin fehlen und künstlich zu ersetzen sind. Da der Boden hier aber, besonders wenn er noch niemals zur Anpflanzung gebraucht ist, gewöhnlich sehr reich an Humusstoffen ist, so wird eine Düngung mit Kunstdünger in den ersten Jahren wohl unnötig sein. Das Vieh, welches man auf der Plantage hält, wird auch außerdem das Seinige dazu bei-



Straße in Soerabaja

tragen. So lange die Palmen noch jung sind, darf das Vieh aber unter keinen Umständen frei herumlaufen, da die Gefahr besteht, daß die jungen Blätter abgefressen werden. Sobald die Palme aber die Höhe von 2 Metern erreicht hat, sind die Blätter für das Vieh unerreichbar und empfiehlt es sich, dann das Vieh frei herumlaufen zu lassen

Sogenannte Gründüngung, so wie bei uns die Lupinen, wird sicher zweckmäßig sein, da dann der Boden regelmäßig umgepflügt wird, und dadurch besser den Regen aufnimmt.

29. Wenn alle Bäume gepflanzt sind, beginnen die Kosten des Unterhaltes kleiner zu werden, da noch keine Ernte zu erwarten ist und man nur das nötige Personal zu bezahlen hat, um die Plantage sauber zu halten, Blätter und Unkraut zu entfernen, Wege zu verbessern, eventuell eine Feldbahn anzulegen

30. Tote oder schwächliche Bäume müssen durch neue ersetzt werden, welcher Ersatz aus der Pflanzschule geschehen kann.

34. Gehälter. Diese werden in Indien und zumal im Urwald reichlich zu bemessen sein. Da in den ersten 10 Jahren Tantièmen ausgeschlossen sind, so habe ich die Gehälter so berechnet:

Hauptadministrator:	Gulden (per Monat)	Gulden	Gulden
1. u. 2. Jahr	600,00	14 400,00	
3. u. 4. „	700,00	16 800,00	
5., 6. u. 7. „	800,00	28 800,00	
8., 9. u. 10. „	900,00	32 400,00	92 400,00
2. Administrator:			
7. u. 8. Jahr	600,00	14 400,00	
9. u. 10. „	700,00	16 800,00	31 200,00
Buchhalter:			
1., 2. u. 3. Jahr	500,00	18 000,00	
4., 5. u. 6. „	600,00	21 600,00	
7. bis 10. „	700,00	33 600,00	73 200,00
Aufseher:			
20 in den ersten 5 Jahren 250 × 20 × 5			300 000,00
15 im 6.—10. Jahr 300 × 15 × 5			270 000,00
		Zusammen	766 800,00

Im Kostenvoranschlag sind diese Beträge noch höher eingestellt. Gehälter für Maschinenpersonal ist schon bei den einzelnen Posten berechnet:

33—36. Diese Beträge werden sich nach den Mitteln richten, die die Plantage nach und nach fordert.

* * *

Bei obiger Berechnung habe ich den Verkauf von Nutzholz usw. ganz außer Berechnung gelassen. In Java zahlt man für ein Pikol*) Brennholz 40—60 Cent und es hängt von der

*) Pikol = 62 Kilo.

Nähe einer Zuckerfabrik resp. größeren Plätzen oder anderweitigen Plantagen, ab ob man dieses Holz nutzbringend verwenden kann. Sollte sich auf der Plantage Nutzholz oder Waldprodukte als Rottang, Damar usw. vorfinden, so sind diese zweifellos nutzbringend zu verkaufen.

In Borneo oder Sumatra ist der Verkauf von Brennholz beinah ausgeschlossen. Dagegen ist wohl zu erwarten, daß man wenigstens das Nutzholz verwenden kann, was aber ganz abhängig ist von der Lage der Plantage.

Ertragsberechnung.

Die ersten 2000 Bouws liefern
à 80 Bäume pro Bouw = 160 000 Bäume

im 8. Jahr,	à 30 Nüsse pro Baum	4,8 Millionen Nüsse
„ 9. „	40 „	6,4 „ „
„ 10. „	40 „	6,4 „ „
„ 11. „	50 „	8,00 „ „
„ 12. „	60 „	9,6 „ „
„ 13. „	70 „	11,2 „ „
	Zusammen	46,4 Millionen Nüsse
Die 2. 2000 Bouws liefern im Verhältnis vom 9.—13. Jahr		35,2 Millionen Nüsse
Die 3. 2000 Bouws liefern im Verhältnis vom 10.—13. Jahr		25,6 „ „
Die 4. 2000 Bouws liefern im Verhältnis vom 11.—13. Jahr		17,6 „ „
Die 5. 2000 Bouws liefern im Verhältnis vom 12.—13. Jahr		11,2 „ „
	Zusammen also	136 Millionen Nüsse.

In seinem ausgezeichneten Buch „Cocos nucifera“ berechnet Bolten den Kostenpreis einer Palme nach 7 Jahren mit 7,84 Franks, was nach 10 Jahren also ca. 10,20 Franks sein

dürfte = 5,10 Gulden. Laut meiner Kostenrechnung stellt sich der Betrag nach 10 Jahren auf 5,93 Gulden, so daß also in beiden Berechnungen kein großer Unterschied besteht.

Bei der Rentabilitätsberechnung habe ich einen sehr viel kleineren Ertrag als Bolten angenommen, der für das achte Jahr schon 40, für das elfte Jahr selbst 85 Nüsse berechnet. Außerdem nimmt Bolten an, daß die 5000 Hektar Land in einem Jahr pflanzklar gemacht werden können, während ich dafür einen Zeitraum von 5 Jahren berechnen muß. Die Arbeiterfrage in Madagaskar wird also wohl eine andere sein als hier.

Trotz meiner sehr niedrigen Berechnung aber, wird man doch noch eine Ernte von 136 Millionen Nüssen erzielen, die à 300 Nüsse per Pikol gerechnet ca. 4 1/2 Million Pikol Copra liefern können. Der augenblickliche Marktwert der Copra per Pikol ist 14,00 Gulden. Wenn man die Bereitung auf 4,00 Gulden per Pikol ansetzt, so bleiben 10,00 Gulden per Pikol übrig, so daß nach 13 Jahren die ganze Kapitalanlage zurückgezahlt ist. Dabei habe ich keinen Zent für den Verkauf von Coir eingestellt.

Das ist doch ein wirklich glänzendes Resultat.

* * *

Zum Schluß gebe ich noch die Ausfuhr von Copra aus Niederl.-Indien in runden Ziffern:

Jahr	Java	Makasser	Menado, Bandjermasin. Pouhänak	Pandag	Total
1902	45 000	28 000	18 000	5000	96000
1903	15 000	10 000	11 500	6000	42500
1904	29 500	9000	11 500	6000	56000
1905	107 500	26 000	19 500	6500	109500
1906	52 000	9500	14 500	6500	82500
1907	79 000	29 000	39 500	20 000	167500
1908	95 000	21 500	24 000	12 000	152500
1909	68 000	19 500	30 500	9500	127500
1910	110 000	31 000	41 500	15 500	193000
1911	92 500	40 500	49 500	11 000	193000
	693 500	224 000	260 000	93 000	1 270500

Inhaltsverzeichnis.

Julius Beltz, Hofbuchdrucker Langensalza.







